Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 22 — Gotha, 16. November 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Tröster Tod [Sp. 1073] — Unsre Toten [Sp. 1073] — Aus Georg Liebsters Nachlaß. Der erste Artikel Schluß [Sp. 1074] — Georg Liebster [Sp. 1081] — Der soziale Pfarrer (Liebster) [Sp. 1082] — Die Theologie der Lessingzeit (Aner) [Sp. 1083] — Warum schweigen Sie? [Sp. 1088] — Zur Antwort [Sp. 1093] — Was sagen unsre Gemeinschaftschriften dazu? [Sp. 1096] — Ernst Lissauer und sein Lutherdrama [Sp. 1097] — Luther und Thomas Münzer (Lissauer) [Sp. 1101] — Von der Lutherischen Kirche (v Schubert, Elert, Sommerlath, Kattenbusch, Köberle) [Sp. 1104] — Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte [Sp. 1108] — Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden [Sp. 1109] — Vom Kampf gegen den Alkoholismus [Sp. 1110] — Bücher und Schriften: Vergleichende Religionswissenschaft (Frick); Die evangelische Weltmission (Witte); Zinzendorf (Uttendörfer); Naumanns soziale Gedankenwelt (Schneider); Wesen der sozialen Fürsorge (Wex); Soziale Fürsorge in Deutschland (Wex); Wohlfahrtspflege in außerdeutschen Staaten (Stöhr); Staatsbürgerliche Arbeit deutscher Frauen (Wex); Evangelische Gefährdetenfürsorge (Scheuner); Volksgesundung durch Siedlung (Bonne); Erfolglose Jugend (Pförtner); Das deutsche Volkslied (Götze); Schillers Entwicklung (Borchert); Gotterlebnis in Hebbels Dramen (Blaustein); Lilienfein (Germann); Von der Landeskirche zur Christengemeinschaft (Pauli); Leib, Seele, Einheit (Prinzhorn); Grundstock einer Bibliothek (Nette). Für den Weihnachtstisch: Spiele und Lieder (Nebenstein); Aphorismen (Dechent); Aus dem Buche der Erfahrung (Planck); Die Geliebte des Kaisers (Salten); Herr Jörg von Frundsberg (Müller); Gerwin und Ludmilla (Schücking); Schwester Carrie (Dreiser); Fehde und Feier (Lipp); Einer ist euer Vater (Lipp); Land der Vulkane (Blunck); Der Goldschmied von Segovia (Huna); Ring um Roderich (Voigt-Diederichs); Die drei Lichter der kleinen Veronika (Kyber); Kalender usw. [Sp. 1111] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1122] — Verschiedenes: Volksbegehren und Konfession; Kleine Mitteilungen [Sp. 1124] — Anzeigen

Tröster Tod

Komm, Tröster Tod, in wieviel Stunden
Erschienst du, Freudebringer! mir!
Mein Herz mit seinen tiefen Wunden
Wie sehnt' es lechzend sich nach dir. —

Doch führst du den nur hin zum Mahle,
Der sich geduldig bilden ließ
Vom Leben und die bittre Schale
Des Leidens hier nicht von sich stieß.

Drum, Leben, will ich dir nicht weichen,
Das mich dem Tode näher rückt,
Bis er mir das Vollendungszeichen
Einst in das stille Antlitz drückt.

Katharina Hamel-Funke

Unsre Toten

Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Witwe. Luk. 7, 12

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
denn heute löst sich von den Zweigen nur,
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Diese beiden Strophen schrieb uns unsre Tochter in den Kalender ihres Todesjahres, genau auf den Tag, an dem wir sie zu Grabe trugen.

Man wüßte gern, wie es ihr jetzt geht? wie sie sich entwickelt hat?

Es gehört zu dem Schweren, wenn uns Kinder und junge Leute starben, daß sie für uns bleiben, wie sie von uns gingen: klein, jung, noch nicht zur Reife gediehen. Wenn wir nun mit ihnen im Himmel zusammenkommen, ob sie inzwischen gewachsen sind? — dann werden sie uns nicht dieselben sein. Oder auf der Stufe ihrer Entwicklung stehen geblieben? — kann man ihnen und uns das wünschen?

Das ist so eine von den törichten Fragen und Sorgen, die uns das Herz beunruhigen, wenn wir an das Tor klopfen, das sich hinter unsern Toten geschlossen hat.

Aber nein, es ist ja nicht geschlossen. Wir dürfen ja mit unsern Gedanken hinüber in das ewige Land. Das ist die große Erlaubnis, die das Bibelbuch uns gibt und das Gesangbuch, wenn sie von der Stadt mit den goldnen Gassen reden, oder von grüner Aue an frischem Wasser. Die auch Luther uns gibt mit seinem Briefe an Hänschen und manch anderm drastischen Wort. Die grüne Aue und der liebliche Garten wären mir schon lieber als die hochgebaute Stadt. Aber die Propheten, Patriarchen, Apostel, Christen insgemein, Märtyrer, Heilige! Und das Lamm mitten im Stuhl, das sie alle weidet. Unbekanntes Volk, nicht zu zählen: das wird ein Fragen sein: „Wer sind die, mit weißen Kleidern angetan?"

Aber zu tun wird es doch drüben auch etwas geben? Nicht bloß ewigen Müssiggang?

Laß deine Gedanken in Gottes Namen hinüberschweifen und um unsre Toten her ihr ernstes Spiel treiben. Sie müssen nur fest wurzeln in der Gottesgnade, die das große Geschenk unsers diesseitigen Lebens ist. Und müssen die Frucht einer Gemeinschaft sein, die stärker ist als der Tod. Was Gott zusammengefügt hat, soll auch der Tod nicht scheiden. —

Wieder schaue ich an die Wand und lese einen andern Spruch. Eine Seele spricht:

Hier ist alles heilig, alles hehr,
und die kleinen Erdenfreuden
und die kleinen Erdenleiden
kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
denken hier an sie — und lieben.

N

Aus Georg Liebsters Nachlaß

Vom innern Aufbau des christlichen Glaubens

Der erste Artikel

Der innere Aufbau des christlichen Glaubens vollzieht sich endlich dahin, daß er auch den Inhalt des ersten Artikels an- und eingliedert. Das Letzte und Höchste ist die Überzeugung, daß über der ganzen Welt ein Wesen waltet, von dem Alles ausgeht, in dem Alles Bestand hat, zu dem Alles hinstrebt, ein allmächtiger, allweiser, ewiger, heiliger Gott und Schöpfer, den wir Vater nennen dürfen. Wie gelangen die Menschen zur Gewißheit eines solchen Wesens?

Bekanntlich darf die christliche Religion nicht den Anspruch erheben, als einzige zum Monotheismus, zur Lehre des einen Gottes aufgestiegen zu sein. Die Religionsgeschichte zeigt viele Ansätze, sogar völlig ausgebildete Systeme, bei Einzelnen, wohl auch mit geringer Deutlichkeit bei ganzen Völkern. Es müssen demnach Erkenntniswege vorhanden sein, die von dem besonderen christlichen verschieden sind.

Wir beginnen mit der sogenannten natürlichen Gotteserkenntnis. Sie trägt ihren Namen mit Unrecht, weil sie dem Naturmenschen unzugänglich ist und geübtes Denken voraussetzt. Der Denker kann durch Begriffsbildung bis zum All, zur „Natur" vordringen, als zu dem Begriffe der Gesamtheit aller erfahrbaren Dinge und Vorgänge, und kann von da aus den Regressus ins Jenseits vollziehen. So gelangt er zu einem Wesen, das nicht Natur ist, und nennt es nach der höchsten Erscheinung, die er innerhalb der Natur kennt, „Geist". Diesem Geist ordnet er die Natur unter, denn als Produkt des Regressus ist er Idee und höher als ein Begriff. Psychologisch wächst die Idee erst aus dem Begriff heraus, aber nach vollzogenem Regressus ist die Idee ein und alles, der Begriff, in diesem Falle die Natur, nur Produkt der Idee, also des Geistes. Weil auf der Erde der Mensch das einzige Wesen ist, das imstande ist, nach einem vorgefaßten Plan allerhand Gegenstände anzufertigen, und weil der einzelne Mensch als Person, d. h. scheinbar unabhängig von der anderen, diese Kunst übt, muß der Geist, der die Welt erschuf, ein persönlicher, nach der Art eines besonderen hohen Menschen vorgestellt sein.

Der Umfang der Natur ändert sich mit der Zunahme der Wissenschaften. Der Gelehrte von heute sieht gewiß das All und seine Zusammenhänge mit anderen Augen an als sein Kollege von ehedem, darum ändert sich jedoch inhaltlich die über dem All stehende Idee des Schöpfers nicht; es kommt nur darauf an, daß die Erkenntnisleiter ins Jenseits angestellt wird, daß die „Idee" des Alls im Regressus erreicht wird.

So hätte also Feuerbach recht behalten mit seiner Lehre, daß nicht Gott die Menschen, sondern die Menschen Gott schaffen? Ganz gewiß wird der Erkenntnisweg von unten nach oben beschritten, nur liegt zugleich die merkwürdige Tatsache vor, daß der Mensch sich seinem höchsten Gebilde unterwirft. Der Erkenntnistrieb führt das Denken zu letzten, höchsten Denkformen hinauf; sind diese erreicht, so stellt sich das Gefühl der Ehrfurcht vor dem eigenen Gebilde ein. Hier sind wir an der Grenze der Erkenntnis, des Aufsteigens von unten nach oben, angelangt, und die menschlichen Denkformen fangen an eigenes Leben und Offenbarungskraft zu bekommen. Gott selbst ist Inhalt der Idee geworden.

Man hat den Philosophen von Aristoteles bis Wundt vorgeworfen, ihre Gottesideen wären kalt und tot, weil ihnen jegliches Leben abgeht. Das ist richtig, bedeutet aber im Grunde keinen Tadel, sondern ein Lob, denn die Philosophie ist eine menschliche Wissenschaft und kann kein göttliches Leben erzeugen. Verkündigt einer den lebendigen Gott, dann ist er Prediger oder Prophet, aber kein eigentlicher Philosoph. Die Philosophie soll die Wissenschaft vom Denken sein, und wer Denken lernen will, geht in ihre Schule, nicht aber wer Erbauung sucht.

Nachdem wir von Philosophen das hohle Denkgefäß des Gottesglaubens, die Gottesidee, uns haben geben lassen, treten wir an das fließende Wasser der Religionsgeschichte und füllen es mit Inhalt. Die Völker beschäftigen sich wenig mit Denken, um so mehr wollen sie, nämlich sie wollen sich selber, wollen den anderen zum Trotz sich durchsetzen. Der Wille zur Macht regt sich und treibt in endlose Kämpfe um Futterplätze und Vorherrschaft hinein. Wo die Lebenskräfte eines Volkes mit besonderer Stärke auftreten und die äußeren Verhältnisse günstig liegen, steigt es zum Herrenvolk auf und zwingt die Nachbarn zum Dienst. Dabei nimmt es meist die Staatsform der Einherrschaft, der Monarchie an, weil die Kräfte durch sie am wirksamsten zusammengefaßt werden. Bekanntlich gleicht die Macht einem berauschenden Getränke und erzeugt unersättliche Gier, Länder zu erobern und Völker zu unterwerfen mit dem letzten Ziel, die ganze Welt sich zu Füßen liegen zu sehen. So entsteht ebenfalls ein Begriff des Alls, aber nicht denkmäßig auf der Suche nach letzten Begriffen, sondern praktisch durch die immer weiter greifende Gewalt, durch das immer wachsende Gebiet des eigenen Einflusses.

Von diesem All der Macht und seinem jeweiligen persönlichen Träger aus gelangt man durch den Regressus zu Gott als dem Allesbeherrscher, als dem, der sich seine Herrschaft erst erschaffen, erobert hat. Der babylonische Schöpfungsmythus soll zusammenhängen mit dem Sieg der Könige Babels über die Länder und Städte umher. Die Schöpfung ist in ihm kein Entstehenlassen aus dem Nichts, sondern eine Überwältigung der als Dämonen gedachten feindlichen Macht.

Die Gottheit ist in diesem Falle Spiegelbild irdischer Herrschaft. Der himmlische Monarch hält seinen Hofstaat, sein Engelheer, fordert Opfer, verlangt Einhaltung eines Ceremoniells, und vor allem, er gibt Gesetze und wacht mit unerbittlicher Strenge, daß sie befolgt werden. Als Moses die in der Steppe zerstreuten Stämme Israels zusammenfaßte, entsteht monarchischer Gottesglaube. Auch im Christentum ist zeitweise sein Einschlag nachweisbar, nämlich als die römischen Kaiser den Monotheismus brauchten und ein Versuch mit den persischen Mithras fehlgeschlagen war, verquickten sie ihre Interessen mit dem christlichen Monotheismus. Ihre Rechtsnachfolger, die Päpste des Mittelalters, huldigen deutlich den gleichen Anschauungen und treiben zu den Kreuzzügen an: „Gott will es." Das ist der Herrschergott des Willens zur Macht.

Im Gegensatz dazu läßt sich wohl auch ein pazifistischer Monotheismus nachweisen, nämlich dort, wo die Völker durch Kriegswirren zerrieben ihr Heil in der Verständigung suchen. Die Propheten Israels, soweit sie die Kriegspolitik ihrer Könige bekämpfen, sind vielleicht auf diesem Wege zu dem einen Gott aller Völker gelangt, der darum viel freundlichere Züge trägt als sein militaristisches Gegenstück. Hier sind wir dem christlichen Gottesglauben nahe, aber dessen eigentliches Wesen ist noch nicht erfaßt, höchstens geahnt.

Der christliche Gemeingeist schafft das All zu einer Gemeinschaft um. Auch er zeigt einen Trieb der Ausbreitung, aber unter völligem Ausschluß der Gewalt, einzig in der Liebe. Seine besondere Kraft liegt darin, daß er die Menschen untereinander so zusammenfügt, wie es unter natürlichen Verhältnissen nur in der Familie zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Geschwistern vorkommt. Der christliche Gemeingeist macht die Menschen zu einer Familie.

Das Gebot der Feindesliebe und das Vergeben von Unrecht siebenmalsiebzigmal findet hier seinen natürlichen Boden. Auch die Familie kann nur unter der Voraussetzung bestehen, daß die Liebe alle gegenseitige Schuld überwindet. Das Gebot wird mißverstanden, wenn man darin eine besondere Gelegenheit zu einer Gott wohlgefälligen Haltung erblickt, weil Feindesliebe dem menschlichen Eigenwillen unendlich schwer abzuringen ist. Dann wird das Gebot zur Folterkammer der Selbstpeinigung und widerspricht dem milden Grundzug alles Christentums. „Liebet eure Feinde" ist selbstverständlicher Ausdruck unseres Inneren — soweit uns christlicher Gemeingeist erfüllt. Daß in unseren Tagen diese Forderung auch bei vielen Christen auf völlige Verständnislosigkeit stößt, daß man praktisch nichts mit ihr anzufangen vermag, läßt den Schluß ziehen, daß der christliche Gemeingeist in unserer Zeit nicht auf der Höhe steht. Übrigens üben auch heute fromme Christen tausendfältig Sündenver-

gebung und Feindesliebe, aber ohne es zu ahnen. Die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut. Das ist gut. Der christliche Gemeingeist wirkt nicht mit Reklame, sondern tief und still, baut so am besten die große Familie der Menschen und macht die Völker zu Jüngern.

Dabei hält er an den Grenzen der Menschheit nicht an. Franz von Assisi predigt den Fischen und den Vögeln, und Paulus lauscht auf das Seufzen der Kreatur, die sich nach Erlösung sehnt. In der Tierfreundlichkeit scheint der Buddhismus uns Christen zu übertreffen, allein es ist bei ihm nicht der Beweggrund Alles umfassende Liebe, sondern abergläubische Furcht, es möchte das Tier Neuverkörperung Verstorbener sein. Zuzugeben ist, daß im christlichen Kulturkreis mehr für Tierschutz geschehen möchte, daß sich christliche Gesinnung auch in gesunder Tier- und Pflanzenliebe ausstrahlen möchte, die darum nicht in Humanitätsdusel auszuarten braucht und jedes Töten von Tieren verwirft. Der Gemeingeist gebe uns Augen, wie sie Jesus hatte, der die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde im Schutze göttlicher Vorsehung erblickte, weil er mit ihnen wie in brüderlicher Gemeinschaft stand.

Aber noch ist der Kreis dessen nicht abgeschlossen, was von dem christlichen Gemeinschaftsgefühl umfangen wird. Auch die sogenannte tote Natur, Berge, Flüsse, Meere, Sonne, Sterne, und was sonst genannt werden mag, sind zu Familiengliedern der großen Liebesgemeinschaft geworden. Nach dieser Richtung erleben wir in den letzten Jahrhunderten eine eigentümliche Fortbildung des Christentums. Der Natursinn ist gegen früher unendlich verfeinert und führt zu einer Neubelebung der Natur. Einst war sie erfüllt von Nixen und Elfen, später aber durch die Verstandesaufklärung für tot erklärt. Neuerdings bringt es ein hervorragender Gelehrter, Theodor Fechner, fertig, die Gestirne nach alter mythischer Art als beseelte Wesen anzunehmen; die große Liebe, das Glück der tiefen, innigen Gemeinschaft gab ihm das ein. Andere wie Goethe und Böcklin haben künstlerisch die Natur uns so nahe gebracht, daß wir jedes Gefühl, jede Freude, jeden Schmerz mit ihr teilen, ja, daß wir das eigene Selbst hingeben und mit der Natur eins werden.

Wir sind auf dem Platze angelangt, der sich zum letzten Bau eignet: hier kann der Gottesglaube als Glaube an den himmlischen Vater errichtet werden. Um zum Heiligen-Geist-Glauben zu gelangen, war nur nötig, von der erfahrenen Wirkung des Gemeingeistes her über alle Erfahrung hinaus den ewigen Quell und Ursprung desselben zu suchen. Für den Christusglauben war eine Erweiterung der Basis nötig, wobei wir den Gemeinschaftskreis in die geschichtliche Vergangenheit hinein vergrößerten. Der Vaterglaube aber verlangt, daß wir noch weiter einverleiben. Das hat der Gemeingeist vollbracht und hat alle Scheidewände niedergelegt, alle Wesen in die große Gemeinschaft eingefügt. Nun kann der Erkenntnis letzter Schluß gezogen werden: der Vatergott ergänzt die Familie des Alls.

Das Zustandekommen dieses Stückes christlichen Glaubens hat Schiller im Lied „An die Freude" mit höchster Begeisterung besungen. Die Freude wird angerufen, als die Alles vereinigt:

Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Darauf stimmt der Chor ein:

Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Weiter der Chor in der zweiten Strophe:

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Das ganze Gedicht enthält im Grunde nichts als das jauchzende Glück des Christen, der im idealen Zusammenschluß Aller seinen Gott gefunden hat.

Der Aufbau, wie wir ihn für die christliche Erkenntnis unternahmen, erscheint vielleicht manchem unnötig kompliziert. Es ist doch so einfach und jedem Kinde zugänglich, Gott als seinen Vater anzusprechen. Ganz gewiß. Schlimm wäre, wenn man nur auf mühsamen Gedankenpfaden zum Kinderglauben gelangen müßte. Der vollzieht sich unbewußt. Der schlichte Christ braucht, um fromm zu sein und seinem Gotte zu dienen, nichts von alledem. Allein unsere Arbeit ist nicht zwecklos, denn in vielen Fällen wird der Vaterglaube gestört, obwohl der gute Wille vorhanden ist, einen Vater im Himmel zu haben.

Goethe ist einer von denen, die den „großen Ring" erweiterten und die christliche Innigkeit in das Naturgefühl hineintrugen. Aber seine Christlichkeit wird nicht allgemein anerkannt, man nennt ihn einen Pantheisten. Er glaubte an Gott, vermochte ihn aber nicht Vater zu nennen, wenigstens nicht in dem vertraulichen Sinne wie wir Christen. Der Regressus bleibt bei ihm unvollständig, weil ihm, wie vielen anderen modernen Menschen das verblaßt, was zum Geist- und zum Christusglauben nötig ist. Goethe hat seit dem Tage seiner Jugend keine lebendige Beziehung zur christlichen Gemeinde gehabt, und eben so wenig zu ihrem geschichtlichen Vertreter Christus. Wenn man die drei Gemeinschaften, die engere, die geschichtlich erweiterte, die das All umspannende, als konzentrische Kreise ansieht, so hat Goethe nur von der weitesten, von der Peripherie her den Regressus verfolgt. Es muß Alles, aller Gemeingeist, in den Erkenntnisprozeß hineingenommen werden, sonst ist es unmöglich zum eigentlich christlichen Gottesglauben aufzusteigen.

Auf jeder Stufe der religiösen Erkenntnis treten besondere Wirkungen hervor, ohne ihnen ausschließlich anzugehören. Im heiligen Geist geschieht unsere Heiligung oder Verjenseitigung, daß wir aus der Endlichkeit zum Ewigen erhoben werden. In Christus ist der Erlöser erschienen, der den der Gemeinschaft entgegenstehenden Bann der Sünde aufhob, und in Gott dem Vater geschieht die Errettung aus mannigfacher Not, die von der äußerlich uns umgebenden Welt herandrängt.

Die volkstümliche Frömmigkeit erfährt hier schwerste Anstöße. „Was soll das tausendfache Elend bedeuten? Woher kommt die augenscheinliche Ungerechtigkeit des Schicksals? Wenn es einen Gott im Himmel gäbe, ließe er keinen Krieg zu" — und was solche Reden mehr sind.

Es ist vergeblich und eine falsche Verteidigung des christlichen Glaubens, an der Tatsächlichkeit der greulichen Dinge zu rütteln oder die Hoffnung auf künftige Besserung der Zustände zu erwecken. Einmal fragt sichs, ob die Menschheit in dem Sinne aufsteigt, daß sie ihrerseits die Quellen des Leides verschließt, die im Bereiche ihrer freien Entscheidung liegen. Wir schreiten eher rückwärts als vorwärts, wenigstens hat es manchmal den Anschein. Außerdem, was hilft dem gegenwärtigen Geschlecht eine Vertröstung auf bessere Zukunft? Ganz abgesehen davon, daß gewisse Leiden für immer unangreifbar bleiben wie Alter und Tod. Die Unvollkommenheit des irdischen Daseins ist unumwunden zuzugeben, es ist und bleibt ein „Jammertal", mag der Fortschrittsdünkel sagen, was er will.

Der Pessimismus mit seinen das Gemüt schädigenden Folgen ist nur durch die Macht des christlichen Gemeingeistes fernzuhalten, der uns das Maß von Innigkeit, Intimität gegenüber dem All schenkt, daß wir Gottes Güte über alle Not siegen sehen. Einen unvergleichlichen Ausdruck dieser Erfahrung besitzen wir in den Sprüchen der Bergpredigt, die mit den Worten beginnen: „Sorget nicht". Jesus weiß genau, daß es in der Natur unerhörte Grausamkeit gibt, das hindert ihn aber nicht, alles Getier

und alle Blumen als unter der liebenden Fürsorge des allmächtigen Gottes anzusehen. Dazu gehört eine Gemütsverfassung, die ganz auf Gemeinschaft gestimmt ist. Der Gemeingeist hat Jesus im Glauben an den Vater im Himmel derart gewiß gemacht, daß die Tatsachen der Weltwirklichkeit verblassen.

Kongenial mit diesen Sprüchen ist die Erklärung Luthers zum ersten Artikel. Was er dort von Gott sagt, ist äußerlich angesehen nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß Gott mir alles gibt, was ich brauche, auch nicht reichlich und täglich. Es ist nicht wahr, daß er mich vor aller Fährlichkeit behütet und bewahrt. Die tägliche Erfahrung bringt unzählige Gegenbeweise: aber selig sind die Blinden, denn sie werden die Wahrheit schauen. Die innere Wahrheit besteht darin, daß das Herz mit allen Wesen und Gott verbunden ist. Die Härte, Grausamkeit des Lebens und der Welt sind nur äußere Wahrheiten, im Vergleich zu den inneren nur Schein, Wolken, die vorüberziehen. Die Erde ist kein Jammertal mehr, sondern ein Paradies der Liebe Gottes, die Alles wohl gemacht hat.

Man soll nicht denken, zu dieser kindlichen Auffassung zu gelangen sei in den gegenwärtigen Zeiten der Verstandesaufklärung nicht mehr möglich oder viel schwerer möglich als einst. Schwer oder leicht, unmöglich oder selbstverständlich ist der Vaterglaube stets gewesen, je nachdem, ob der Gemeingeist allen seinen Hemmungen gegenüber an vitaler Kraft unterlegen oder überlegen war. Es kommt letzten Endes auf eine Machtfrage hinaus. Aber für den vom Gemeingeist Angefaßten ist sie gelöst, weil er den Regressus vollzogen hat und nun weiß, daß er mit Gott im Bunde ist.

Er kann beten. Auf diese eigenartige Funktion des religiösen Lebens fällt durch die von uns angewendete psychologische Methode ein neues Licht. Wir begreifen jetzt, wie die alten Christen glauben konnten, daß im Gebet nicht sie selbst, sondern der Geist zu Gott redete. Jedes Gebet, wenn es auch noch so persönlich scheint, ist mithin eine Kollektivhandlung, ein Gesamtwerk der Christengemeinde, weil nur von ihr aus Kraft und Richtung des Betens gegeben wird.

Wenn man sich diesen Zusammenhang vor Augen hält, macht auch die Erhörung des Gebetes keine Beschwerden, denn Kern und Stern alles Betens ist nur der Anschluß an Gott, die Gemeinschaft mit ihm. Dieses Verlangen ist schon damit erfüllt, daß Gottes Geist in uns redet. Der Kontakt ist hergestellt. Alle besonderen Bitten sind nur Anwendungen auf Einzelheiten des täglichen Lebens und finden sämtlich darin ihre Erledigung, daß trotz allen Kümmernissen und Enttäuschungen die Gewißheit der väterlichen Liebe Gottes bleibt.

Weil die Christen vermöge des ihnen beiwohnenden Gemeingeistes ganz andere Dinge für wirklich ansehen als der sogenannte gesunde Menschenverstand, werden sie als minderwertig betrachtet, als ob sie in den Kämpfen der Welt nicht das klare Urteil besäßen, das zur Selbstbehauptung erforderlich ist. Dem gegenüber ist festzustellen, daß Keiner, auch der Frömmste nicht, ausschließlich vom christlichen Gemeingeist geführt wird. Jeder hat sein gutes Teil am Wesen der Welt. Vollchristen gibt es nicht, weil der christliche Gemeingeist nie anders als nur mit relativ beschränkter Kraft wirkt. Wir leben ein Doppelleben. Immerhin ist zuzugeben, daß in der Beurteilung der Menschen und Verhältnisse durch einseitige christliche Einstellung Fehlschläge vorkommen. Indes werden dieselben reichlich durch die Sicherheit aufgewogen, mit der ein christlich bestimmter Charakter den Wechselfällen des Lebens gegenübersteht. Er läßt sich weniger leicht durch den Schein täuschen, wird auch nicht so bald in seiner Pflichterfüllung durch schmerzliche Erfahrungen aufgehalten. Er ist auf anderem Grunde verankert als die Weltmenschen, das verschafft ihm einen Vorzug. Das Christentum wird viel geschmäht, und doch auch wieder anerkannt, denn nachdem man seinen Einfluß verdrängte, wird er zurückgewünscht. Die Menschheit kann offenbar auf die Dauer nicht ohne solche auskommen, die ihr Leben mit Kraft und Inhalt aus einer anderen, höheren Welt her füllen.

Schluß

Oft ist bedauert worden, daß die christliche Religion keinen ganz eindeutigen Monotheismus hat. Andere Religionen, wie Judentum und Islam sind in diesem Stücke bestimmter und darum für das einfache Verständnis leichter zu erfassen. Zwar betont die katholische wie die evangelische Kirche nachdrücklich, daß nur ein göttliches Wesen sei, aber bis ans Ende der Tage werden wir die üble Nachrede zu hören bekommen: Ihr betet drei Götter an, habt womöglich vier, nämlich den Teufel eingerechnet. Diese scheinbare Schwäche unseres Bekenntnisses hat eine Sektenbildung veranlaßt: die Unitarier haben sich getrennt, weil sie in keiner Weise die Lehre der Dreifaltigkeit, lateinisch der Trinität, vertreten wollen und können.

Ohne Zweifel hat das etwas Bestechendes, aber es ist gewiß nicht nur die Macht der Gewohnheit, daß die großen Bekenntnisgemeinschaften hier nicht mitmachen, sondern bei den alten Formeln bleiben, wie sie von den großen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts überliefert sind. Die Christenheit hat seitdem die ungeheuersten Wandlungen durchgemacht, aber bleibt sich in diesem Stücke merkwürdig treu. Ja selbst in der als radikal verschriebenen modernen Theologie verspürt man wenig Neigung, die Trinitätslehre umzustoßen.

Die Christen lassen sich nach unserer Überzeugung von einem durchaus richtigen Gefühl leiten. Was in ihrer Geschichte aussieht wie Theologengezänk, ist in Wahrheit oft mühsamer Wegebau zu Gott hin. Dreifach stieg man zu ihm auf: Erstens vom religiösen Gemeingeist, zweitens vom religiösen Gemeingeist in Verbindung seines geschichtlichen Ursprungs, drittens vom religiösen Gemeingeist in seiner Verbindung mit der Natur. Man konnte sich nicht entschließen, eine Möglichkeit der anderen vorzuziehen.

In dem scheinbaren Mangel besteht gerade der Vorzug der christlichen Religion vor anderen. Sie hat keine bequeme unitarische Formel gewählt, weil sie damit Verzicht geleistet hätte, den Regressus von jedem einzelnen Stadium des Gemeingeistes aus zu vollziehen. Es wären ihr sonst wertvollste Möglichkeiten religiöser Entfaltung verloren worden. An der Dreieinigkeitslehre offenbart sich die ganze Echtheit des Christentums: es hat sich nicht von Grundsätzen des Verstandes leiten lassen, sondern sich von seinen inneren Gesetzen her aufgebaut.

Aber wie setzen wir uns mit der Einheit des göttlichen Wesens auseinander? Das menschliche Denkvermögen ist außer Stande, die Gottheit selbst, wie sie ist, zu erfassen. Zwar bildet es die Idee, wie wir gesehen haben, bekommt aber zu ihr kein lebendiges Verhältnis, da sie an sich nur eine leere Form ist. Der Glaube verlangt Gestalten, in denen er die göttliche Wirklichkeit vor sich hat. Auf der ersten Erkenntnisstufe bleibt die Gestalt allerdings noch ziemlich gestaltlos. „Geist" darunter denkt sich der Christ etwas, der katholische die hierarchische Ordnung seiner Kirche, der evangelische das unsichtbare Etwas, das die Gemeinde zu einer geheimnisvollen Einheit zusammenfaßt. Aber das Anschauungsbedürfnis verlangt nach einer deutlicheren Gestalt, die auf der zweiten Stufe in Jesus Christus erscheint. Der aber, „vom Vater in Ewigkeit geboren", läßt die dritte Gestalt erkennen, eben diesen seinen und unseren Vater, und je nachdem, ob wir in andächtiger Christenschar, oder in lebendigem Zusammenhang mit alten Zeiten, oder im Anblick der weiten, großen Welt stehen, wird mehr die eine oder die andere Gestalt uns vorschweben, aber ihr Zusammenhang be-

sieht darin, daß eine in der anderen erscheint: im Geiste schauen wir Christus, in diesem den Vater. Die bildlichen Darstellungen, die jene Drei nebeneinander zeigen, wie das bekannte Dreieck mit den drei Flammen, führen irre, weil sie nicht zur Einheit hinleiten. Es gibt überhaupt kaum ein Sinnbild, das in einigermaßen erträglicher Weise die Bewegung von einem zum andern andeutet. Das Wörtchen „in" ist wohl der beste Schlüssel der werdenden Einheit. Wohlverstanden: für unsere Erkenntnis wird diese Einheit, der Glaube selbst aber ist über dieses hinaus und steht in der Einheit des göttlichen Wesens.

Aus dem Vorstehenden wird ersichtlich, daß der Verfasser nicht zustimmen kann, wenn die altchristliche Lehre in Bausch und Bogen verworfen wird. Sie verdient Beachtung nicht nur wegen ihres Alters, sondern weil sie Wahrheiten enthält, die tief im Wesen des Christentums wurzeln, deren Abschaffung einer Auflösung des Christentums gleich käme. In Einem allerdings besteht ein grundtiefer Unterschied zwischen der altchristlichen und unserer Auffassung: einst wurde die Lehre als Dogma, das ist als Glaubensgesetz, behandelt, das man Allen um der Seelen Seligkeit willen auferlegte. Der Glaube will frei sein, man tut ihm mit Zwang keinen Gefallen. Vielleicht dient es zu seiner Erstarkung, wenn die inneren Gesetze seines Wachstums ergründet werden. Ganz besonders wer durch Wissenschaft in Zwiespalt mit der christlichen Auffassung geriet, wird sich über manchen Widerspruch beruhigen, wenn er in das organische Werden des Glaubens Einblick nimmt. Mit Notwendigkeiten findet man sich am ehesten ab, namentlich mit inneren. Der Wahrheitssucher mag den hier vorgeschlagenen Weg der Vergewisserung einmal beschreiten, und kommt vielleicht auf ihm vorwärts, aufwärts.

Thekla Georg Liebster †

Georg Liebster

Vielen Lesern der Christlichen Welt wird Georg Liebster vom Evangelisch-Sozialen Kongreß her bekannt sein. Seine Diskussionsreden, seine originellen Artikel in der Zeitschrift des Kongresses und insbesondere sein Chemnitzer Vortrag 1910 „Sozialistische Weltanschauung und Christliche Religion" haben ihm da einen Namen gemacht. Schon vorher hinterließ sein Buch „Kirche und Sozialdemokratie" (1918 bei Töpelmann in Gießen erschienen) auf die theologisch und sozial interessierten Kreise den größten Eindruck. Das Buch war damals eine Tat. Heute sind seine Gedanken von einer rein religiösen, politisch und wirtschaftlich neutralen Kirche und von der Pflicht öffentlicher religiöser Diskussionen weithin anerkannt und doch noch immer modern. Was er hier ausführte, hatte er etwa seit 1900 mit einer kleinen Schar treuer Freunde in und um Leipzig verwirklicht. Aus dieser Arbeit war auch jener Chemnitzer Vortrag entstanden. Doch kann er nicht als ein letztes Wort gelten. Liebster hat sich mit dem religiösen Volksproblem immer noch intensiver beschäftigt. Als Ergebnis dieser seiner Lebensarbeit liegt die „Glaubenslehre" in seinem Nachlaß vor. Er war andauernd dabei, ihr eine letzte Formulierung zu geben. Seine Absicht war nicht, eine neue Glaubenslehre für Theologen oder eine der vielen „Apologien" für kirchliche Kreise zu schreiben. Er fühlte, daß alle diese Unternehmungen das Volk nicht erreichen und ihm auch nicht gerecht werden, wenigstens nicht dem Volke, wie es in unseren Großstädten und Industriezentren lebt und denkt. Ihm stand die freie Arbeiterschaft mit ihrer marxistischen Erziehung und der an den Kausalzusammenhang der modernen Wissenschaft gebundene Mensch der Gegenwart vor der Seele, den er aus einer fast ständigen persönlichen Berührung in Versammlung und Volkshochschule kannte. Für die Menschen also, an die die zünftige Wissenschaft kaum denkt und die der kirchlichen Verkündigung gänzlich ferne stehen, hat er diese Gedanken bestimmt. Sie kennzeichnen den originellen Denker, der von Wundt ausgehend zur Lebensphilosophie Simmels kam und mit soziologischen Erkenntnissen eigne Gedanken und Erfahrungen aus der Wirklichkeit des Volkes verknüpfte.

Es entsprach seinem auf dem Sterbebette geäußerten Wunsche, diese Arbeit der Öffentlichkeit zu übergeben. Wir erfüllen damit eine Pflicht der Pietät und tun es in seinem Sinne, indem wir seine Gedanken zur Diskussion stellen.

Georg Liebster wurde am 5. April 1863 in Leipzig geboren. Er hat in Leipzig, Marburg und Tübingen studiert. 1895 kam er an die Lukaskirche nach Leipzig-Volkmarsdorf. 1914 wurde er Pfarrer in Thekla bei Leipzig. Am 7. Juli 1926 ist er hier nach kurzem Leiden heimgegangen.

Über seine gesamte Lebensarbeit unterrichtet am besten das Buch: „Der soziale Pfarrer. Aus Georg Liebsters Lebensarbeit", herausgegeben von D. Johannes Herz, Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht 1928. Die nunmehrige Veröffentlichung bietet eine notwendige Ergänzung zu diesem Buche.

Böhlitz-Ehrenberg Hans Vogel.

Die folgende, vom Vorstehenden unabhängige Anzeige sei hier angefügt:

Der soziale Pfarrer. Erstes Heft der Schriftenreihe „Evangelium und soziale Frage", herausgegeben vom Evangelisch-Sozialen Kongreß. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1928. 168 S. 5 M.

Aus Georgs Liebsters Lebensarbeit — wer nur einmal das Glück gehabt hat, die Lebensbahn dieses seltenen Mannes zu kreuzen, wird mit freudiger Dankbarkeit nach diesem Denkmal greifen, das ihm drei treue Freunde errichtet haben, die seine Leipziger Arbeit mit ihm geteilt (Herz, Hager und Vogel). Natürlich kann gerade bei Liebster, der vor allem als Persönlichkeit wirkte, der gedruckte Nachlaß noch weniger als bei Anderen ein vollständiges Bild dessen geben, was er war. Im kleinen Kreise, in der Aussprache mit Studenten, in der Diskussion mit Proletariern, da hat er sein Bestes gegeben. Und doch, wir wollen dankbar sein für jedes Stück Vermächtnis, das uns die Erinnerung an Liebster wach erhält.

Man kann der Sammlung von Liebsters literarischer Arbeit in der Tat keine bessere Überschrift geben als sie die Herausgeber gewählt haben. Er war der soziale Pfarrer, und wer wissen will, was die Kirche in der sozialen Frage sagen kann und sagen soll, der wird gut tun, an der Lebensarbeit dieses Mannes nicht vorüberzugehen, auch wenn er heute hie und da andere Wege einschlagen muß. Das Erste, was uns wohltuend berührt, ist die Kenntnis des Sozialismus, über die Liebster verfügt. Da ist nichts von jener bekannten bürgerlichen Voreingenommenheit gegen den Marxismus und die proletarische Lebenswelt. Nüchtern und klar sieht er in die Gedankenwelt des Industriearbeiters hinein — er will verstehen, nicht richten, er bezieht nicht von Anfang an eine überlegene Position, er denkt existentiell, er sieht auch in törichten Antworten die lebendige Frage, die dahinter steht, und weiß sich vor allem akademischen Überlegenheitsgefühl zu hüten.

Aber Liebster ist nicht nur frei von allem bürgerlichem Ressentiment, sondern auch von aller sozialen Utopie. Er hat denn auch seiner Abneigung gegen den religiösen Sozialismus in persönlichen Gesprächen oft kräftigen Ausdruck verliehen. Seine Liebe zum Proletariat ist völlig illusionslos. Als guter Lutheraner weiß er, daß in der Welt niemals die Reinen den Sündern gegenüberstehen. Seine ganze Arbeit ist von einer Sachlichkeit erfüllt, die Freund und Feind Achtung abnötigt, und die ihn in allen Diskussionen den feinsten Takt bewahren läßt.

In der Form, wie Liebster sie handhabte, gehören die Diskussionen mit der Arbeiterschaft — leider! — der Vergangenheit an. Hier werden wir mehr mittelbar lernen müssen; aber zu lernen ist auch da. Es ist erschreckend, wie sehr sich die Kirche daran gewöhnt hat, an dem Freidenkertum einfach vorüberzugehen. Es gibt dafür tausenderlei Gründe, die sich hören lassen. Aber wenn wir überhaupt noch die Begegnung mit dem Proletariat suchen, müssen wir uns auch mit dem Freidenkertum ernsthaft auseinandersetzen, und nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Rechthabenwollens!

Die einzigartige Paarung von Tapferkeit und Besonnenheit, die sich in Liebsters sozialem Verständnis zeigt, kennzeichnet auch seine Kirchenpolitik. Es kommt nicht auf die Einzelheiten an; dazu wandelt sich das kirchenpolitische Bild zu schnell. Das Entscheidende ist die große Weite und Klarheit der Gesichtspunkte, die Furchtlosigkeit, mit der er auch heikle Probleme anfaßt. Dazu

kommt die völlig unpathetische Art, die ihn zum Feind aller frommen Redensarten macht. Man wird wenig Männer finden, die mit gleicher Sicherheit zu unterscheiden wissen, was der Welt und was Gottes ist.

Ein Mann wie Liebster sucht keine Nachahmer — dazu ist er viel zu eigenwüchsig —, aber zu ihm in die Schule zu gehen wird auch heute noch reichen Gewinn bringen.

Lauenstein, Sachsen Karl Fischer

Die Theologie der Lessingzeit

Karl Aner, Die Theologie der Lessingzeit. Halle, Max Niemeyer 1929. 376 S. Geh. 18 M.

1

Das Jahr 1929 ist ein Lessinggedenkjahr, in der gleichen Weise ein Mendelssohnsches, denn beide Männer sind 1729 geboren. Sie starben auch rasch nacheinander, gar nicht alt. (Jener 1781, dieser 1784). Beide sind geistige Führer in ihrer Zeit gewesen. Soll einer als Sinnbild einer Periode der evangelischen Theologen gelten, so ist doch ohne Frage Lessing derjenige, welchem allein ein solches Prädikat gegeben werden kann. Nicht nur, weil er ein evangelischer Mann, Mendelssohn ein Jude war. Auch Letzterer könnte ja in der christlichen Theologie bedeutsamen Einfluß gewonnen haben, hat es in gewissem Maße immerhin, nur indirekt in Mitbeeinflussung, weniger des Denkens, als der Stimmung — etwa, nur sachlich anders, wie Spinoza). Aber Lessing hat in charakteristischer Weise mitgewirkt in der Theologie, freilich als Außenseiter, wie er selbst sich beurteilte: „Liebhaber der Theologie, nicht Theolog." (Er fing als Theolog zu „studieren" an, sprang aber bald ab.) Über das Maß seines persönlichen religiösen, gar kirchlichen Interesses mag man zweifelhaft sein. Indes er war Pfarrerssohn, und „Umstände" brachten ihn immer wieder in Fühlung mit der Theologie — der Zeit. Und er war ein so überragender Geist, daß, wenn er an theologische Probleme mit herantrat, es Niemanden wundern kann, ihn weithin Gehör finden, sehr beachtet, „wie" einen mit zum Fach gehörigen „theologischen" Forscher betrachtet oder empfunden zu sehen.

Das Buch von Karl Aner (Pfarrer und zugleich Privatdozent der Theologie) würde doch mit falschen Erwartungen in die Hand genommen, wenn man dächte, daß Lessing in ihm in den Mittelpunkt gestellt sei und, als Hauptperson geschildert, in seinen Einzelleistungen genauer als die andern für sie charakteristischen Männer beleuchtet werde. Aner meint seinen Titel „geistesgeschichtlich". Lessing hat keinen Sonderabschnitt, ein „Kapitel" für sich, in dem Buche. Aber er ist nach Aners Urteil — dem ich beitrete — der geistige Heros seiner Zeit, zu groß, um kurzweg als „typisch" nur für ihre Theologie hingestellt werden zu dürfen, dagegen sicher der Hauptschöpfer, daß ich so sage: der Atmosphäre, in der die Theologie um die Mitte des 18. Jahrhunderts stand und zu Einfluß auf weite Kreise der „Zeit" kam, kommen „konnte". Denn, das sei hier sogleich gesagt, eigentlich große Theologen hat jene Zeit nicht gehabt. Tüchtige, gelehrte und kluge, ja, aber nicht eigentlich bewegende, wie hernach Schleiermacher, oder vorher ein Spener († 1705) und Gottfried Arnold († 1714) zumal August Hermann Francke († 1727). Keiner von ihnen hat auch nur in beschränktem Sinne Epoche gemacht. Nachträglich hat man vollends kaum Bedürfnis einem einen besonderen „Namen" zuzubilligen. Oder wäre etwa an Herder (geb. 1744, gest. 1803) zu erinnern? Er war Pfarrer, blieb es und hat Beachtetes und wirklich Bedeutsames „auch" als Theolog gesagt. Mich dünkt doch, daß er kaum für eine „Zeit" unserer deutschen Geschichte als „der" Genius hinzustellen ist, wie Lessing, der ja freilich auch nicht etwa bedeutet hat, was alsbald nach ihm Kant (geb. vor Lessing, 1724, eigentlich „er" doch erst seit 1781 — Lessings Todesjahr — wo seine „Kritik der reinen Vernunft" erschien) und dann Goethe für alle Zeit geworden sind.

Aner hat den Abschnitt aus der Geschichte der Theologie, den er behandelt, nicht lediglich mit seinem „theologischen" Namen bezeichnen mögen, weil er zu unbekannt geworden, um weitere Kreise, auch nur theologische, zum Aufhorchen zu bringen. In technischer Bezeichnung heißt die Periode, die er vorführt, bei uns Theologen die „Zeit der Neologie". Sie setzt, rund gerechnet, 1740 ein und währt bis 1790. Das ist eine verhältnismäßig lange Periode. In der Wissenschaft, insonderheit in der Theologie, währt eine selten länger als ein Menschenalter, also dreißig Jahre. Aber jede hat auch ein Vorstadium — die Zeit des „Abflauens" der eben „herrschend" gewesenen Art — und eine Zeit des Abebbens (wo eine neue „Art", sei es von Problemen, sei es der Methode, sich anbahnt, ihr „Vorstadium" hat). Also Aner hat, indem er fünfzig Jahre für die „Neologie" ansetzt, ohne das ausdrücklich zu sagen (er wird seine Berechnung als dem Maßstabe nach für Jeden geläufig ansehen), die Periode in ihrer Vollweite angesetzt. Natürlich kann man nun mannigfach über Einzelheiten mit ihm streiten, zumal über einzelne Männer, die er als „Neologen" bezeichnen zu müssen oder dürfen meint. Der Name als solcher (ich weiß nicht, wer ihn aufgebracht, Aner hat sich die Frage, scheint es, nicht vorgelegt, sie ist vermutlich unbeantwortbar — die Namen einer „Richtung", wissenschaftlichen „Schule" oder Strebung tauchen oft wie von selbst auf und sind plötzlich in „Aller Mund"), der Ausdruck „Neologie", „Neologen" ist so blaß und nichtssagend, wie möglich. Er kennzeichnet die Art von Theologie, auf die er Bezug hat, als „Neuerung". Ja wieso? In Bezug auf was, das „bisher" gegolten hatte, oder erstrebt war? Zu antworten ist nur: in Bezug auf das, was bisher „schon" als Aufklärung in Deutschland eingedrungen war. Die große, gewaltige geistige Welle, die allgemein so bezeichnet wird, ist ja im weitesten Sinne eine Kulturbewegung. Diejenige, die neben der Reformation und aus ganz anderen Motiven — man nennt sie wohl am richtigsten „humanistische", menschenhafte im Unterschiede von religiösen, Motive, die einer neuen geistigen Schau des „wahrhaft" Menschlichen, des den Menschen in der Geschichte Vorwärtstreibenden, Emporhebenden entsprangen — dem „Mittelalter" das Ende brachte. Man spricht von dieser Welle, die das „Welt"leben der „Neuzeit" trägt und die der Reformation so zugute gekommen wie zur tiefsten andauernden Gefahr geworden ist, immer wieder zu werden droht (ohne doch eine solche sein zu „müssen"), in ihren Anfängen als der „Renaissance". Das ist französisch, fast dasselbe wie (griechisch) „Neologie". (Nur daß das „Re" in Renaissance die „Wiedergeburt", die Neuerung als eine „Er"neuerung, nämlich der Antike, kennzeichnen soll).

Die Neologie des 18. Jahrhunderts als spezifisch theologische („auch" religiöse) ist letztlich eine Auswirkung der allseitig sich fortentwickelnden Renaissance, im engeren Sinne doch derjenigen Bewegung, die als „Aufklärung" in Frankreich, den Niederlanden und, zum Teil anders, in „England" die Philosophie in neue Bahnen geführt hatte. In Deutschland war ihr Bahnbrecher der große Leibniz († 1715). Wichtiger doch praktisch und für populäre Verbreitung sein sehr viel geringerer Schüler Christian Wolff (in Halle, zeitweilig auch, aus Preußen verbannt, in Marburg), † 1754. Ein Teil wieder, ein Stadium, der von Letzterem hervorgerufenen, aber nicht auf die Dauer beherrschbaren wissenschaftlichen Bewegung war die „Neologie". Sie ist das Mittelstück zwischen dem Wolffianismus, insonderheit dem theologischen, und dem Rationalismus im spezifischen Sinn. Dieser ist die mehr als „wissenschaftliche", die spezifisch-religiöse, kirchliche Form der Aufklärung in

Deutschland, er hängt zusammen mit Kant, so doch, daß dieser gewaltige kritische Ergründer oder Durchleuchter der „Vernunft" (ratio) in der eigens oder rücksichtslos der Vernunft in der Theologie bzw. der Deutung des Christentums als Religion und Weltanschauung sich hingebenden theologischen Bewegung, sich abhebend von der „Neologie", eine Form der Aufklärung entstehen ließ, die fast als Überraschung wirkt, nämlich durch ihre Vereinseitigung der Kantschen Denkweise auf das „Praktische". In gewissem Maße ist der „Rationalismus" da ein Fortschritt über die Neologie. Überwiegend jedoch nur deren langer Nachhall, dem Schleiermacher keineswegs voll ein Ende bereitete. Doch da muß ich nun eigens auf Aner's Buch eingehen.

2

Es ist nicht das erste Mal, daß Aner literarisch hervorgetreten wäre. Seit mehr als zwanzig Jahren müht er sich um die Geschichte wesentlich der deutschen Aufklärung. Es ist sehr erfreulich, daß die Geschichte derselben endlich ernstlich zu durchforschen begonnen worden. Neben Zscharnack ist Aner da Spezialforscher. Die Übergangszeit von der Orthodoxie her, wie sie durch den Pietismus und als direkte Vorbereitung durch den Wolffianismus in Bezug auf die wissenschaftliche Theologie bestimmt worden, haben durch Spezialarbeiten neuerdings Erich Seeberg, Stolzenburg, Kohlmeyer weithin trefflich anschaulich zu machen gewußt. Aner hat recht eigens die Aufklärung als solche, die Auswirkungen des (Leibnizianismus) Wolffianismus, in einer Reihe von Abhandlungen und Sonderschriften zum Gegenstand seiner Forschung gemacht. Er begann 1909 mit einer Studie über den Berliner Philosophen Gottfried Plouquet, ließ folgen Arbeiten über Friedrich Nicolai, den bekannten Berliner Buchhändler (Verfasser auch des Romans „Sebaldus Nothanker"), dessen „Allgemeine deutsche Bibliothek" (unter einer ganzen Reihe von spezifisch-theologischen Zeitschriften, in weiter „weltanschaulichem" Maße) das verbreitetste und am meisten charakteristische Organ der neologischen Bewegung wurde, usw. Zur Jahrhunderterinnerung des Geburtstags von Joh. Heinr. Voß bot Aner einen ausgezeichneten Aufsatz, nicht sowohl über diesen Dichter als solchen wie vielmehr ihn in seiner religiösen Haltung. Hier sehen wir Aner auch hinübergreifen über die engere Zeit der Neologie in die des Rationalismus, die in Voß ja einen ihrer edelsten Vertreter hat.

Ich darf hervorheben, daß Aner einen oft erstaunlich tief eindringenden, viele handschriftliche oder unbekannt gewordene (geradezu verschollene) bibliothekarische (auch archivalische) Quellen ausnutzenden Fleiß zeigt. Sein vorliegendes umfassendes Buch wird für lange Zeit „das" Werk über die Periode der Neologie bleiben. Hoffentlich folgt noch ein solches über den spezifischen „Rationalismus" (der ja reichlich ins 19. Jahrhundert mit hinüberreicht, erst um 1820 wirklich seinem Ende nahezukommen begann [in der Theologie und der religiösen Stimmung des „Volks"]). Auch das darf ich hervorheben, daß Aner sehr gut schreibt. Er bietet sehr viel Detail, überall Anmerkungen literarisch reichsten Inhalts. Und verliert sich doch nie in den sachlich oft nach Lage der Dinge nicht allzu interessanten Einzelheiten.

Die Neologie, die „Theologie" der „Lessingzeit", ist nun mal keine geistig hohe Epoche unserer deutschen evangelischen Kirche als solcher. Aber sie ist dennoch wert, so ernstlich vollständig durchleuchtet zu werden, wie Aner es leistet. Sind es keine eigentlich großen Männer — außer Lessing (Kant, Herder, die ja diese Zeit mitdurchlebten und doch auch schon „befruchteten", wenn sie auch ihre historische Note noch nicht in ihr ganz hatten oder zur Geltung brachten) —, die Aner vorzuführen hat, so sind doch eine Reihe von ihnen wert, nicht einfach vergessen zu werden: gerade durch Aner, großenteils erst durch sein gelehrtes Buch, kommt man zu diesem Eindruck. Aner hat die Gabe lebhafter Darstellung. Ich hoffe, daß sein Buch wirkliche Leser findet, nicht nur unter Theologen.

Das Buch hat nach einer verhältnismäßig knappen Einleitung, die den Titel „Theologie der Lessingzeit" präzisiert und rechtfertigt, sowie die Grenzen der Periode der Neologie und ihren „Umfang" als „Bewegung" aufweist, acht umfangreiche Kapitel: 1. Die theologische Situation um 1740; 2. Die führenden Neologen; 3. Der Übergang vom Wolffianismus zur Neologie; 4. Die neologische Waffenschmiede; 5. Die neologischen Kämpfe von 1760—1780; 6. Die beati possidentes; 7. Die wissenschaftlichen Erträgnisse der Theologie von 1760—1790; 8. Die Ablösung der Neologie durch den Rationalismus.

Ich kann hier natürlich nur ganz kurz davon reden, wie die drei Perioden der Aufklärung sich unterscheiden.

Der Wolffianismus hat die Bedeutung, die „Vernunft" hinzustellen als berechtigt, in allen Fragen der „Weltanschauung" mitzusprechen. Von einer „Kritik" der Vernunft selbst, einer Prüfung ihres Wesens, ihrer Formen, ihrer Grenzen ist noch keine Rede. Es ist kurzweg der „gesunde Menschenverstand", um den es sich handelt. Und es ist das für die Theologie bedeutsame Merkmal des Wolffianismus, daß der Vernunft das Recht zugesprochen wird, auch die durch „Offenbarung", durch die Bibel dargebotenen „Erkenntnisse", die „Wahrheiten" der evangelischen (lutherischen) Dogmatik zu „prüfen". Dabei überzeugte sich Wolff, wie er meinte, daß die Vernunft sie rechtfertige, überwiegend den „Beweis" für ihre Wahrheit, ihre Richtigkeit im Sinne der Logik, liefere, zum geringeren Teile als zwar von ihr selbst aus nicht „gewinnbar" hinstelle, dann aber doch zu zeigen vermöge, daß auch da nirgends „Widervernünftiges" von der Bibel oder Kirchenlehre vertreten werde. Der Gedanke der Offenbarung dürfe in vollen Ehren bleiben. Offenbarung sei der Quell alles christlichen, evangelisch-kirchlichen Glaubens. Aber das natürliche Licht der Vernunft sei nirgends eine Gefahr für die Idee einer Offenbarung als solcher, und auf den Inhalt derselben laut Bibel und Dogma geblickt, gestatte es die ruhige Zuversicht, hier überall auf Zutreffendes zu stoßen. Die „Neologie" bedeutet dem alten ursprünglichen Wolffianismus gegenüber, der die Aufklärung, welche die Vernunft zu gewähren berufen sei, noch rein als Apologie der von der Orthodoxie herausgearbeiteten „Lehren" betrachtet, (wobei freilich eine Frage für sich ist, was Wolff und seine Schüler von der Bibel- oder Kirchenlehre „wußten", was bei ihnen historisch richtige „Kenntnis" war und was [unbeabsichtigte, unbewußte] Zurechtlegung, Fehldeutung, „Verkürzung" war), — die Neologie bedeutet das Neue, daß man den kirchlichen Lehrbestand zu sichten begann, die Bibel aus sich heraus zu „verstehen", das heißt die Bibelauslegung, die Exegese, auf eigenen Boden (sprachlicher, historischer, komparativer Art) zu stellen anfing. Die Dogmatik hörte auf, der Inbegriff der Theologie zu sein. Man versuchte die Bibel „aus sich selbst", in erster Linie philologisch, dann doch auch kritisch das Einzelne auf seine Glaublichkeit prüfend, zu deuten. Man faßte die Idee, daß sie „unmittelbar" zum Theologen oder Gläubigen sprechen könne und solle. Dabei kam man, wie von selbst, dazu, immer mehr am Dogma zunächst als „unbiblisch", bald aber auch als unglaubhaft selbst dann, wenn etwa die Bibel es mitbehaupte, zu beanstanden und mit ausdrücklicher Begründung oder stillschweigend zu streichen, zum Teil „rational" umzudeuten. Die Neologie ist die Zeit der Entstehung der eigentlichen Bibelkritik. Das ist ja auch Lessings theologische Signatur, daß er dieser zur Seite tritt, sie und ihr Recht verficht, ihr

den zum Teil noch sehr bangen, gehässigen Gegnern gegenüber die Bahn bricht. Lessing und im allgemeinen überhaupt die „Neologen" stritten nicht wider den Gedanken, daß das Christentum, die Bibel, eine „Offenbarung" bedeute. Lessing dachte an eine Erziehung des Menschengeschlechts durch eine Folge solcher. Er dachte auch daran, daß die „Religion Christi" eine andere gewesen sei und für das Menschengeschlecht habe werden „sollen", als die Kirche aus ihr gemacht und nun „christliche Religion" heiße; er schaut hinaus auf eine dritte (nach der jüdischen und christlichen) letzte Offenbarung des „ewigen Evangeliums". Auch das werde nur zum Siege bringen, was in Ganzheit die Vernunft als Wahrheit enthalte. (Das „Gute", es erst in voller Reinheit und voller Kraft über die Menschenherzen!) Die „Offenbarungen" wollen bloß dem „schnelleren" Siege der Vernunft dienen.

Die Neologen hatten es in ihrer Zeit nicht leicht. Sehr vielfach schrieben sie (in den Zeitschriften) anonym und baten ausdrücklich einen Nicolai usw., daß ihr Name geheim gehalten werde. Die Orthodoxie war noch stark und so unverträglich, wie zuvor. Göze, Lessings Feind, war nicht ein Einzelner, nicht nur ein Nachzügler in seiner Zeit. Die staatliche Gewalt trat mehr oder weniger schroff noch fast überall für die „Rechtgläubigkeit" ein. Friedrich der Große mit seiner Toleranz stand nicht in einem größeren Fürstenkreis. Nach ihm, als die Neologie, die „Lessingzeit", schon ihr Ende gefunden, trat in Preußen sogar eine besonders schroffe Reaktion (auf die selbst Kant Rücksicht nehmen mußte) ein, unter Friedrich Wilhelm II., mit dem „Wöllnerschen Religionsedikt" (1788; erst Friedrich Wilhelm III. beseitigte es, er sofort, 1797). Das Edikt verbot die „persönliche" Denkfreiheit nicht, aber ihre Anwendung im „Unterricht" (in der Predigt, auch auf dem akademischen Katheder!). Die Laienwelt, das „Volk", wurde dadurch ja nicht unmittelbar bedrückt. Um so mehr die Theologen. Die Hallesche theologische Fakultät ist vorsichtig und doch bestimmt wider das Edikt aufgetreten. Wöllner konnte nicht mehr siegen.

Im Grunde war auch die Neologie schon überholt durch die dritte Periode der deutschen Aufklärung, die des Rationalismus, wo die Vernunft die einzige Führerin, die „natürliche Religion" auch für die Kirche wurde. „Die Vernunft" ließ jetzt allgemeiner, volksmäßiger und dadurch flacher als zuvor, eine solche „Natur"freudigkeit, auch solchen ethischen Optimismus entstehen, daß zwar ein geruhig „bürgerliches" Leben gute Grundlagen gewann, aber auch das Gefühlsleben zur Sentimentalität heruntersank. Die Wurzel der Reformation, das Gefühl der Sündhaftigkeit „des" Menschen, dorrte weithin ab. Zuweilen kann einen heutzutage es doch wie Sehnsucht nach dieser Zeit beschleichen: das „Üb' immer Treu und Redlichkeit" und das kinderhafte, gedankenleere und doch „helfende", schlichte Gottvertrauen repräsentierte Lebenswerte, die jetzt uns wahrlich zu weit entschwunden sind. Und natürlich gab es auch feingeistigen Rationalismus. Ein Schiller zeigt, wie edel empfunden und gedacht die „drei Worte inhaltsschwer", die er als Kantianer verkündete (Gott, Freiheit [sittliche Verantwortlichkeit], Unsterblichkeit) und welche den unerschütterlichen Glaubensbestand aller „Rationalisten" dargestellt haben, für Herz und Gemüt sein konnten. (Schiller hat auch gewußt und betont, daß der „Übel größtes" die „Schuld" sei!)

Indes das Buch von Aner führt ja nicht auch noch in die „dritte", die Schlußzeit der Aufklärung. Ich enthalte mich dessen, noch auf die konkreten Einzelheiten der Entwicklung einzugehen, die es mit gewaltigem Fleiß und vorbildlicher Gründlichkeit (die den Eindruck hinterläßt, daß man ihm wirklich trauen, das Bild, das einem entsteht, als ein richtiges in sich aufnehmen kann) schildert. Keineswegs ist Aner bloß auf die theologischen Leistungen der Zeit aufmerksam; er weiß sie trefflich einzubetten in die geistige Gesamtbewegung, sieht u. a. die „Wurzeln" von „Sturm und Drang" unserer größten Dichter in dem Gefühlsüberschwang, den sie auch zum Teil weckte. Der Individualismus des Pietismus war nicht einfach „vergangen" in ihr. Ich habe schon bemerkt, daß es keine eigentliche Größen unserer deutschen Geistesgeschichte sind, die spezifisch als „Neologen" zu gelten haben. Viel „Zopfiges" haftet ihnen (nach unserem Geschmack!) an, man darf aber oft sich überzeugen, daß doch der „Kern" sein Maß von bleibender Bedeutung hat. Aner hat natürlich nicht mal alle Männer vorgeführt. Ich vermisse z. B. den in Norddeutschland heimisch gewordenen, jung gestorbenen, offenbar sehr begabten Württemberger Thomas Abbt (geb. 1738, gest. 1766); er war Herders Vorgänger in Bückeburg, hat in seiner geistigen Art durchaus Ähnlichkeit mit Lessing! (Herder hat ihm eine überwältigende Totenklage gewidmet und sehr unter seinem Einfluß gestanden.) Abbt war allerdings Theolog nur im Anfang, dann „Literat". Aber er hat z. B. der Ethik das Thema „Vaterlandsliebe" geschaffen! Soll ich wenigstens noch auf einen Mann hinweisen, für den zumal auch Nichttheologen sich interessieren werden, so nenne ich Friedrich Wilhelm Jerusalem (geb. 1709, gest. 1789). Vgl. bei Aner S. 64—79. Kein Geringerer als Goethe nannte ihn (in „Dichtung und Wahrheit") einen der ersten Gottesgelehrten. Sein Leben spielte sich in dem kleinen Lande Braunschweig ab. (Er war Abt von Mariental, später von Riddagshausen — in Hannover und Braunschweig gibts noch heute evangelische „Äbte".) Literarisch sehr produktiv (Aner zählt alle Titel auf), hat er besonders durch seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (I 1769, II 1774) gewirkt. Es ist nichts besonders Eigenartiges, das er den Zeitgenossen bietet. Aber er gehört zu den vornehmsten, im Alter abgeklärtesten Gestalten der Neologie. Sein Sohn war bekanntlich für Goethe das Urbild Werthers (er schied als junger Jurist in Wetzlar, zur Zeit wo Goethe dort war, freiwillig aus dem Leben — freilich nicht aus Liebesleid). Immer, auch den mancherlei Verleumdungen gegenüber, die ihm nicht erspart blieben, siegte in dem Vater die deutlich religiös bedingte Gelassenheit, ja innere Fröhlichkeit. Doch man greife für ihn und für jeden der neologischen Theologen, für den man sich etwa interessiert, selbst zu Aners Buch.

Halle Ferdinand Kattenbusch

Warum schweigen Sie?

Hochverehrter Freund!

Es hat eine Zeit gegeben, da konnten sich in unserm deutschen Volk Staat und Gesellschaft nicht ungestraft am kategorischen Imperativ versündigen. Sobald sie's taten, trat ein Zensor auf den Plan; der waren Sie. Als Sie unter dem Eindruck standen, daß der preußische Staat seine Polen und Dänen ungerecht behandle, haben Sie sich der Bedrängten leidenschaftlich angenommen. Mit peinlichem Gerechtigkeitsgefühl haben Sie auf Verständigung mit der römischen Kirche hingearbeitet; manchmal so gerecht, daß nur ein Schritt fehlte und Sie wurden ungerecht gegen Ihre eigene, gegen unsre evangelische Kirche. Aber auch im Kleinsten und Einzelnsten gaben Sie unerschrocken Ihre Stimme ab. Hatte sich die Regierung des Staates oder der Kirche in ihren Maßnahmen vergriffen, so warteten wir voll Spannung auf die nächste „Christliche Welt": was sagt Rade dazu? Und was Sie sagten, traf — nun, manches Mal daneben, zumeist aber doch — den Nagel auf den Kopf. Bei Böswilligen kamen Sie geradezu in den Verdacht, als wollten Sie geflissentlich immer anders urteilen als die andern Leute. Wir, Ihre dankbaren Leser, wußtens besser; Sie mußten mit dem grünen Holz schärfer ins

Gericht gehen als mit dem dürren. Ein ernster Mensch hebt mit dem Gericht dort an, wo er am meisten liebt. Es war heiße Liebe zu unserm Staat und zu unsrer Kirche, was Ihnen immer wieder die Feder gegen sie gespitzt hat.

Seit zehn Jahren finden Sie aber gegen den Staat — von der Kirche darf ich nachher sprechen — nur noch ganz selten ein Wort der Kritik. Und doch ist Ihre Liebe zum Staat erst völlig, seitdem er demokratisch geworden ist. Warum schweigen Sie dann aber gegen ihn, schweigen Sie in Lagen, in denen Sie früher unter allen Umständen geredet hätten?

Mag sein, weil der alte Wein milder ist. Mag sein, weil Sie im Bereich der Demokratie dem Einzelnen nicht das volle Recht der Kritik zubilligen. Mag sein, weil Sie dem demokratischen Staat mehr Kraft zur Selbstkritik zutrauen als dem alten Obrigkeitsstaat. Mag sein, weil Sie die Schwierigkeiten und Nöte, unter denen sich der neue Staat mühsam behauptet, nicht durch Ihr Wort noch mehren möchten. Wie aber, wenn sich in Ihnen der demokratische Mensch so weit vorgeschoben hat, daß Sie nur noch mit seinen Augen sehen, daß — ganz unbewußt und ungewollt — mit seinem Munde auch Ihr Mund schweigt?

Und doch ist die öffentliche Moral so tief gesunken, daß selbst die Steine reden müßten. Sie ist keineswegs nur dank der republikanischen Staatsform gesunken. Viel böse Saat, die wir ernten, geht auf den alten Staat zurück. Viel Vorkommnisse und Zustände, darüber wir uns entsetzen, sind die naturnotwendige Folge von Revolution und Inflation. Auch eine rechts gerichtete Regierung müßte manches Auge zudrücken und fände, wenn wirklich den Willen, so doch kaum die Kraft, den Stall des Augias zu reinigen. Und doch, hätte ich die Zeit, so schriebe ich ein Buch „Zum Schutz der Republik" und beschwörte darin die republikanischen Volksgenossen, endlich den Staat vor sich selbst, vor seinen Republikanern, zu schützen. Aber ich habe die Zeit nicht. Und hätte ich sie, schriebe ich das Buch, so bliebe es ungelesen, auf jeden Fall erfolglos. Denn ich gehöre zu keiner der maßgebenden Parteien; und die Partei hört nur auf sich und ihr Volk. Sie aber sind ein politischer Mensch republikanischer Richtung, Ihre Stimme fände Beachtung. Und Sie — schweigen!

Natürlich nicht immer und überall. Alle internationalen Bestrebungen, alles, was Pazifismus und Völkerversöhnung anlangt, alle demokratischen Forderungen besitzen an Ihnen einen beredten Anwalt, auch dann, wenn die religiöse Kultur davon wenig berührt wird. Aber um der religiösen Kultur, um des christlichen Gewissens willen bedarf die Demokratie heute vor allem eines Anklägers aus ihren eignen Reihen heraus. Wenn einem, dann steht Ihnen hierfür das sittliche Pathos zu Gebote. Warum greifen Sie nicht nach dieser Rolle?

Sie wissen so gut wie ich, daß im Deutschen Reich, voran in Preußen, die maßgebenden Staatsämter heute nicht nach der Tüchtigkeit, sondern nach der Parteizugehörigkeit besetzt werden. Ich bezweifle nicht, daß dadurch auch tüchtige Männer an den rechten Platz geführt werden. Ja, ich freue mich darüber, daß der Umsturz Kräfte, die in der Masse des „Volks" lahmgelegt waren, entbunden und dem Staat positiv nutzbar gemacht hat. Aber dasselbe Prinzip hat eine ungeheure Gesinnungslumperei groß gezüchtet. Man kann nur etwas „werden", wenn man die entsprechende Gesinnung hat. Woher soll die aber kommen, wo doch das Gros der Anwärter in einer ganz anderen Einstellung herangewachsen ist? Überdies genügt es nicht einmal mehr „Vernunftrepublikaner" zu sein; der stille, entsagungsvolle Dienst, der um des Vaterlandes, um des Staatsganzen willen mit der eigenen politischen Überzeugung zurückhält, wird verachtet. Erst die „Gesinnung" tut's. Die hat man aber nicht, also heuchelt man sie, und der Staat ist der Charakterlosigkeit ausgeliefert. Nicht bloß der Charakterlosigkeit, weithin auch der völligen Ignoranz. Gewerkschaftssekretäre in allen Ehren, aber zum Landrat, Polizeipräsidenten, Oberpräsidenten und Minister reicht ihre Kraft nur in den seltensten Fällen aus, also erfordert ihr Dienst Beigeordnete, die das technische Wissen besitzen, und für die eigenen Entscheidungen Gefügigkeit gegen die maßgebende Partei. Die Partei befiehlt, und der Funktionär des Staates gehorcht. Greift er daneben, so deckt doch der Parteizettel der Sünden Menge zu.

Dazu die ungeheure finanzielle Korruption! Wie viel höhere Beamte aller möglichen Gebiete des öffentlichen Lebens sind in den letzten Jahren als käuflich und dergleichen entlarvt worden! Zur Zeit bringt schier jeder Tag einen neuen Fall. Nun herrscht seit 1918 der Mammonismus uneingeschränkt; wer will es da einem Beamten viel verdenken, wenn er auch seinen Anteil an den Macht- und Genußmitteln des Mammons begehrt? Nur, im alten Staat hat er sich ihn nicht verschafft; die Ehre, ein Diener des Staates zu sein, hat ihm über vieles hinweggeholfen. Heute ist man nicht mehr Diener des Staates, sondern der Parteien, die den Staat beherrschen; damit hat aber das Ehrgefühl, der gesunde Beamtenstolz von ehedem ganz anderen Erwägungen Platz gemacht. Man sage nun nicht, die Aufdeckung der Korruption sei ein Zeichen von Gesundung. Nein, daß solche Korruption überhaupt einreißen konnte, ist das Fürchterliche. Noch fürchterlicher aber die Angst: greift die Korruption nicht vielleicht noch viel, viel tiefer, sind nicht vielleicht doch nur die Dummen hereingefallen, die Klugen aber nehmen zur rechten Zeit die rechte Deckung? Oder glauben Sie im Ernst, daß sich des Falles Sklarek wirklich ein eiserner Besen bemächtigen wird? Dafür sind viel zu viel und viel zu hochgestellte Menschen hineinverwickelt; also wird man eine Weile so „tun als ob" und dann versandet die Sache. Konnten doch nicht einmal einem Erzberger die dunklen Geldgeschäfte, die Helfferich vor Gericht aufgedeckt hat, ernstlich schaden! Und wie viel Treu und Glauben hat der Gang des Falles Barmat zerstört! In dem allem sitzen aber die maßgebenden Parteien auf der Anklagebank, die es nicht verstanden oder nicht gewagt haben, das Gelichter von sich abzuschütteln. Nach zehn Jahren deutscher Republik ist auf jeden Fall das Vertrauen zu der strengen Sachlichkeit und der persönlichen Lauterkeit des preußischen Beamten aufs tiefste erschüttert. Haben Sie, hochverehrter Freund, zu diesen Affären so Stellung genommen, wie es der Dienst am Vaterland erfordert, wie Sie ehedem Stellung genommen haben gegen die Sünden des monarchischen Staates?

Lassen Sie mich ein Zweites nennen: den Kampf gegen Schwarz-weiß-rot. Ich bin bei diesem Kampf unbeteiligt; ich streite nicht um ein Symbol, wenn Höheres auf dem Spiel steht. Ist das aber noch demokratisch, daß man sich nicht mehr mit dem Negativen, mit der Fernhaltung von Schwarz-weiß-rot, begnügt, daß man das Positive, die Hissung von Schwarz-rot-gold, fordert? Schon sind wir so weit, daß Jugendvereinen die staatliche Beihilfe entzogen wird, wenn sie keinen schwarz-rot-goldenen Wimpel aufziehen! Glaubt der Staat damit wirklich der Jugend Liebe zu Schwarz-rot-gold einzupflanzen? Von der unbegreiflichen Taktik des preußischen Kultusministers gegen die Studentenschaft will ich gar nicht weiter reden. Sie hat dazu geführt, daß ein Delbrück nicht zu den Studenten über Versailles reden durfte: das war das letzte Erlebnis Delbrücks mit dem preußischen Staat! Viel schwerer wiegt die drakonische Reaktion des Kultusministers auf den Dummenjungenstreich von Goslar. Statt dem Vorkommnis zu entnehmen, wie die Jugend in dieser Frage tatsächlich eingestellt ist, erfolgen Maßnahmen, so plump und so töricht, wie sie die preußische Schulgeschichte wohl kaum je erlebt hat. Die demokratische

Presse hat die Stellungnahme des Ministers schweigend gebilligt — demokratisch oder nicht, pädagogisch oder nicht, es geht gegen Rechts, also ist es gut! Erinnern Sie sich des Wrescheners Schulskandals vor 25 Jahren? Ich halte den Goslarer Erlaß moralisch für schlimmer; wo bleibt aber Ihre Mißbilligung?

Drittens das Volksbegehren! Ich betrachte es als eine ungeheure Torheit, die sich an seinen Veranstaltern rächen wird. Aber es stellt ein verfassungsmäßiges Mittel der Gesetzgebung dar. Und gegen dieses Mittel ziehen Abend für Abend die Reichsminister im Rundfunk zu Felde? Und Reich und Land bieten alle ihre Macht auf, bis zur Bedrohung der Beamtenschaft, um das Volksbegehren zu vereiteln? Wiederum, welche Torheit! Werden die vier Millionen Stimmen gleichwohl aufgebracht, dann ist die Regierung unsagbar bloßgestellt. Werden sie nicht aufgebracht, dann hat einfach der Terror der Regierung gesiegt und ist für die Volksstimmung noch gar nichts bewiesen! Wie immer man zu dem Inhalt des Volksbegehrens stehen mag — wenn unsre demokratischen Parteien und Zeitungen noch einen Funken von demokratischem Geist in sich trügen, dann müßten sie sich wie ein Mann erheben und flammend protestieren gegen die Mißachtung des demokratischen Gedankens durch den Staat. Aber sie unterstützen die Regierung noch und merken gar nicht, daß sie damit dem demokratischen Gedanken das Grab schaufeln. Gott behüte die Demokratie vor ihren Freunden! Sie, hochverehrter Freund, Sie hatten bisher noch kaum die Möglichkeit, sich in der „Christlichen Welt" zu der Frage zu äußern. Wird wohl die nächste Nummer Ihren Einspruch, Ihren Appell an das demokratische Gewissen bringen?

In kirchlichen Dingen reden Sie; aber mitunter doch so, daß Sie uns Kirchenleuten ohne Not wehe tun. Ich denke heute an Ihr scharfes Wort über die Eisenacher Kundgebung des Kirchenausschusses (Christliche Welt Nr. 13) und an Ihr Wort zum Konkordat (Christliche Welt Nr. 15). Auch hier komme ich Ihnen, wenigstens im ersten Punkt, entgegen. Ich habe mit Ihnen die Eisenacher Kundgebung für überflüssig gehalten. Die Kirche hat in vaterländischen Dingen die Volksstimmung zwar zu vertreten und zu läutern, soweit sie es vermag, aber nicht zu führen. Mochten der Staat und die politischen Parteien versuchen, die trostlose Apathie unsres Volkes gegen Versailles zu bannen; die Kirche war dazu nicht berufen, hatte auch, wie der Erfolg bewies, nicht die Macht dazu. Aber: zum ersten haben Ihre Vermutungen über das Zustandekommen der Kundgebung völlig daneben gegriffen; ich kenne die Verhandlungen genau. Und zum andern stehe ich vor einem Rätsel, wie Sie schreiben konnten, diese Kundgebung „entbehre jedes christlichen Inhalts." Und statt des Trauertags hätten Sie die Ausschreibung eines Bußtags gewünscht? Ich auch; aber für — Frankreich, England und Amerika. Wir Deutschen haben den Krieg verloren, gewiß. Aber warum haben wir ihn so verloren, warum ist Versailles so geraten? Weil uns die Feinde mit den 14 Punkten Wilsons genarrt haben! Im Vertrauen auf diese 14 Punkte hatte unsre Regierung kapituliert. Nachdem sie aber kapituliert hatte, haben die Sieger diese 14 Punkte einen um den andern zurückgezogen und nur noch den niedrigen Trieben der Rachsucht und Machtgier gehorcht. So ist Versailles zu einem schamlosen Wortbruch, zu einem ungeheuren Betrug des deutschen Volkes geworden. Und dafür muten Sie uns auch noch Buße zu? „Vor Gott soll man aller Sünden sich schuldig geben, auch die wir nicht erkennen, aber vor dem Beichtiger sollen wir allein die Sünden bekennen, die wir wissen und fühlen im Herzen." In Bezug auf Versailles wissen und fühlen wir keine Sünde, vor den Menschen nicht, auch vor Gott nicht. Und in Bezug auf den Kriegsausbruch zeihen Sie selbst unsre Regierung nur des ungeschickten Verhaltens. Ungeschicktes Verhalten aber, Dummheit, ist ein Verhängnis, keine sittliche Schuld. Ich bin mit Ihnen darin Eines Sinnes, daß unser Volk der tiefsten Buße bedarf; aber zum 28. Juni hätte ich den Bußruf als eine unverdiente Grausamkeit empfunden, wie Hiob den Bußruf seiner Freunde. Trauern aber, trauern über all die Kriegsverluste, trauern über die Erschütterung der sittlichen Grundlagen des Volks- und Völkerlebens, trauern über die ungeheuerliche Verletzung des achten Gebots, die man uns angetan hat — dieser Trauer Ausdruck geben, so Ausdruck geben, wie es geschehen ist, soll nicht christlich sein? soll die deutsche Christenheit hindern, rechtschaffen christlich zu sehen und zu empfinden? Seien Sie mir nicht böse, hochverehrter Freund; aber wenn Sie zu Ihrer, zu unsrer evangelischen Kirche reden, dann wenden Sie ihr doch ein Quentchen von der nachsichtigen Milde zu, mit der Sie gegen den demokratischen Staat schweigen!

Schließlich das Konkordat! Sie können die Frage nicht los werden, warum die evangelische Kirche die Gleichzeitigkeit der Verträge so spät gefordert habe. Als Sie das niederschrieben, waren Sie aber doch, unter anderm von mir selbst, schon längst genau über den Stand der Dinge unterrichtet. Dahin unterrichtet, daß die Vertreter der evangelischen Kirche von allem Anfang an, schon zu der Zeit, da auch die Verhandlungen mit Pacelli noch in den Anfängen steckten, von den Unterhändlern des Staates die Gleichzeitigkeit der Verträge gefordert haben. Und doch die Frage: „warum so spät?" Es war ja gar nicht so spät; aber Sie wollen offenbar den tatsächlichen Grund nicht Wort haben, daß nämlich der demokratische Staat, daß die Sozialdemokratie von allem Anfang an die Gleichzeitigkeit abgelehnt hat. Darum muß die evangelische Kirche zu spät gekommen sein, also ihre Oberen ihre Pflicht versäumt haben! Ich vermisse in dem „warum so spät?" die Gerechtigkeit, und nicht bloß die Gerechtigkeit. Wollten Sie urteilen, dann mußte sich Ihr Urteil gegen den preußischen Staat wenden, der der evangelischen Kirche die Gleichzeitigkeit der Verträge verweigert hat! Im übrigen war es auch nach Ihrer Meinung nicht zu spät. Sie vermögen selbst nicht einzusehen, warum das so lange hingezögerte Konkordat plötzlich solche Eile hatte, und geben selbst zu, daß ein gleichzeitiger Abschluß noch möglich gewesen wäre. Aus diesen Prämissen wären aber doch ganz, ganz andere Folgerungen zu ziehen, nämlich ein scharfes Verdikt gegen die Regierung und die andern Väter des Konkordats. Statt dessen geben Sie Ihrer Freude darüber Ausdruck, daß unsre katholischen Mitbürger zufrieden sind, und der protestantische Teil allerhand aushalten könne, über die Brüskierung der evangelischen Kirche aber verlohne sich die Auseinandersetzung nicht. Ich muß an mich halten, um nicht bitter zu werden. Mit denselben Argumenten könnten Sie es auch entschuldigen, wenn Regierung und Parteien im weiteren Lauf der Dinge der evangelischen Kirche auch noch die Gleichwertigkeit der Verträge versagten!

Damit bin ich am Schluß, für diesmal. Ich habe so offen geschrieben, wie man sichs selbst in einem Privatbrief nicht gegen Jedermann erlauben darf. Gleichwohl bitte ich Sie, den Brief zu veröffentlichen; um eine Antwort werden Sie nicht verlegen sein. Ich habe natürlich nur auf meine eigne Verantwortung geschrieben. Aber Sie wissen selbst, daß viele Ihrer treuesten Leser ähnlich denken; sie werden es als eine Erlösung begrüßen, wenn Sie von Zeit zu Zeit in politicis auch andern Stimmen Raum gewähren. Ich für mein Teil wüßte nicht, wie ich ohne dieses Ventil unserm Blatt die Treue halten und weiterhin mit meinem Namen dienen könnte.

In herzlicher Verbundenheit

Ihr Johannes Kübel

Zur Antwort

Ein rechtschaffner Redakteur würde diese Frage unbeantwortet lassen. Denn entweder will sie ihn bloßstellen, und das zuzulassen hat er auf Grund der Menschenrechte nicht nötig. Oder sie will ihm ins Gewissen reden, und dazu genügte ja wohl eine vertraute Zwiesprache. Oder sie will ihn nötigen, von Dingen zu reden, über die zu reden ihn sein Geist nicht treibt. Ich traue dem Freunde zu, daß er nur zu dem Letzten Willens war. Und er kennt meine Schwäche. So soll er sich also in seinem Zutrauen nicht getäuscht haben: ich werde ihm nolens volens Rede stehn. So offen, als ich es vermag.

1

Zunächst meine ich, daß er rückblickend die Rolle, die ich gespielt habe, nicht richtig sieht. Mein Verdienst hat sich ihm vergrößert. Ich habe niemals ein prinzipielles oder faktisches Zensoramt gegenüber dem staatlichen Leben der Wilhelminischen Zeit ausgeübt. Wenn ich an den Staat rührte, so war das gleichsam zufällig; es betraf irgendwie Kirche, Religion, Sitte, und bei der Verwachsenheit des alten Staates mit diesem Bereich ging es dann auch an den Staat. Aber Wreschen und Goslar, die D. Kübel nebeneinander stellt, haben nichts miteinander gemein: es handelte sich in Wreschen rein um das Eine, daß ich für das Recht der Polen auf Religionsunterricht in ihrer Muttersprache eintrat (1900, 1901). Auf Goslar komme ich noch zurück. Ein berufsmäßiger Sittenprediger zu werden habe ich mich immer gehütet, darum auch mit Bewußtsein von jeher auf die wöchentliche Rundschau verzichtet, in der so viele Kirchenblätter regelmäßig zu den Zeiterscheinungen ihren Spruch sagen. Es mußte schon hart an meine Kirche herangehn, wenn ich mich dazu äußerte. Und Politik selber lag mir ja während der ersten zwanzig Jahre der Christlichen Welt völlig fern. Ich habe trotz meines persönlichen Zusammenhangs mit Naumann niemals an den Versammlungen und Arbeiten des Nationalsozialen Vereins teilgenommen; erst die Reichstagswahl 1907 brachte mich zum Bewußtsein meiner politischen Verantwortung, und zwar bezeichnender Weise damit, daß ich Anlaß fand, mich des Kandidaten v. Gerlach wider eine böswillige Verleumdung öffentlich anzunehmen. Ich habe dann von Schücking viel gelernt und — von den Studenten, die mit Ohr den Akademischen Freibund stifteten, zu denen mein Sohn gehörte; da schämte ich mich vor den jungen Leuten, kam auch schnell auf die schwarze Liste verdächtiger Universitätsprofessoren*).

Wenn ich damals den Studenten zurief: „Lieben Sie den Staat! Lieben Sie die Freiheit! Schaffen Sie mit am Staate der Zukunft als am Staate der Freiheit!" so lag mir jede faktiöse oder auch nur richtende und nörgelnde Stimmung gegen den damaligen Staat fern. Vollends irgendwelche Kritik an seiner monarchischen Daseinsform konnte mir nicht in den Sinn kommen. Staatstreu und gut kaiserlich war damals für mich, wie für den bürgerlichen Teil der Nation überhaupt, einunddasselbe. Der Gedanke, daß der Kaiserthron wanke, eine Revolution auch in Deutschland möglich sein könne, ist mir in der Pfingstwoche 1917 zum ersten Male in die Seele gekommen, und ich habe ihn abgewiesen, so lange ich konnte. Die Enttäuschungen des Krieges haben mich ja zu mancher kritischen Äußerung gegen behördliche Maßnahmen veranlaßt, und die Beziehungen der Christlichen Welt zum Generalkommando in Kassel waren nicht immer angenehm. Ich war im Grunde von Anfang an ein Gegner dieses Kriegs, hatte aber doch, nachdem er einmal dawar, mich mit ihm abgefunden und suchte aus ihm in meinen Andachten und sonst das Beste herauszuholen. Noch zum 27. Januar 1916 habe ich — gegen meine Gewohnheit — dem Kaiser herzliche Worte gewidmet. Es kommt darin der Satz vor: „Wann war das Band zwischen Fürst und Volk so innig wie jetzt!" (1916 Nr. 4.)

*) Es sind zum Glück zwei meiner Vorträge aus jener Zeit gedruckt, auf die ich verweisen kann: 1. „Liberale Staatsgesinnung". In dem Sammelbändchen „Mehr Idealismus in der Politik" Jena, Eugen Diederichs 1911. Und 2. „Der Deutsche Akademische Freibund". München, Buchhandlung Nationalverein 1912. Jener in Freiburg, dieser in Heidelberg gehalten.

2

Dieser Rückblick genügt, um die Geschichtsbetrachtung D. Kübels ins Unrecht zu setzen. Damit entfällt die Basis für seine anschließenden Vorhaltungen.

Aber nun kam also die Wende. Man war so wenig „Demokrat" und „Republikaner", wie die Masse unsers Volkes. Man wurde es auch nicht über Nacht. Aber in gewissem Sinne hatte das unsereiner nicht nötig. Unsereiner war, ohne es zu wissen, doch schon mehr verantwortlicher Staatsbürger gewesen als Anhänger der alten Form. Darin hatte man es leichter als Andre. Man brauchte darum auch nicht Novemberdemokrat zu werden. Man blieb, was man war, und war froh, daß das alte Reich in neuer Form in eine ungewisse schwere Zukunft hinübergerettet wurde. Und man gab sich mit allen Kräften an den Entschluß hin, dem alten Staat in neuer Form treu zu dienen.

Im März 1919 kam ich ohne mein Zutun in die preußische Verfassunggebende Landesversammlung. Ich habe dort gewiß mehr gelernt als geleistet. D. Kübel hat den Eindruck, daß ich dem neuen Staat mit blinder Vorliebe verfallen sei, während ich dem früheren Staat kritisch gegenüber gestanden habe. Falls ich den neuen Staat mehr liebe als den alten, so gewiß nicht um seiner Substanz willen, sondern *weil er es nötiger hat*. Dabei ist immer mein Anliegen gewesen, ihm für die ungeheuren Aufgaben, die er bewältigen soll, auch die Kraft unsrer evangelischen Kirche zu gewinnen, ohne die er nicht gedeihen kann. *Dafür* habe ich mich als Abgeordneter bemüht, *dafür* kämpfe ich auch jetzt.

Nimmermehr kann ich es als *meine* Aufgabe ansehn, den Zensor dieses Staates und dieser Gesellschaft zu spielen, der ich dem früheren Staate gegenüber nicht gewesen bin. Hier liegt vielmehr die Aufgabe der *Kirche*, ihrer stillen und lauten Arbeit, wie man das heute gern und gut ausdrückt: sie soll das Gewissen des Volkes sein. Das aber kann sie nicht sein, wenn sie nicht zum Staate in einem Freundschafts- und Vertrauensverhältnis steht. Die katholische Kirche hat es besser verstanden, dies zu erreichen, als die evangelische. Sie hatte es auch leichter. Aber Königsberg genügt wirklich nicht.

Zurück zu meinem vermeintlichen Zensoramt. Keine zweifelhaftere Rolle, als wenn ein Einzelner sich zum Moralprediger aufwirft. Und es bedarf meiner auch dafür nicht. Schäden, wie D. Kübel sie im Auge hat, werden von Ungezählten als solche empfunden und verurteilt. Fall Barmat oder Fall Sklarek interessiert mich gar nicht. Das heißt: ich habe nicht im mindesten den Eindruck, daß da erst „die Christliche Welt" kommen müsse und das Gewissen wecken. Wenn die sittlichen Übelstände nicht strenger verfolgt werden, so ist das schlimm genug, aber meine Stimme kann das auch nicht ändern.

Denn es ist ja ein vollkommener Wahn, als seien nur daran „unsre Parteien" oder „unser Staat" schuld. Diese Schuldfrage liegt wirklich nicht so einfach. Denn erstens sind die Übeltäter, wo es sich nicht ausdrücklich um Jugend handelt, Kinder der Wilhelminischen Zeit. (Das weiß ja auch D. Kübel.) — Zweitens ist da die große Ursache: der Krieg. Man hat da nicht nur getötet, sondern auch gestohlen. Es ist kein Wunder, wenn die Verirrung der sittlichen Begriffe, die ein vierjähriger Krieg mit sich bringt, lange nachwirkt. Seit zehn Jahren arbeiten wir uns langsam aus dieser Verwilderung heraus, aber wir tun es. (Das wird ein Differenzpunkt zwi-

schen uns bleiben. Ich komme noch kurz darauf zurück.) — Drittens ist auch der Staat schuld. Seine Schwäche. Unserm Volke eignet von früher her das Bedürfnis, regiert zu werden. Subalterner Sinn herrscht weithin. Und nun soll es plötzlich sich selbst regieren. Das gibt schwere Kinderkrankheiten. Da müßten Ärzte da sein, Brüder und Schwestern als treue Pfleger. Die kann man nicht aus der Erde stampfen. Es mangelt an neuer Autorität. Aber jeder besonnene Deutsche sollte sich hinter die heute Regierenden stellen und ihre Autorität stärken.

Stattdessen sehen deutsche Patrioten ihre Aufgabe darin, sie zu untergraben, wie sie nur können. Es ist Wahnsinn — warum? weil es zielloses Wühlen ist. Die Art zügelloser Opposition, wie sie bei uns grassiert, hemmt sachliche wohlwollende Kritik, die so notwendig ist. Auch mein Freund D. Kübel verdenkt den Ministern, wenn sie im Radio wider das Volksbegehren reden. Gibt es ein anständigeres loyaleres Mittel der Volksbeeinflussung, der „Regierung"? Wenn sie, wie sie aus ihrer Einsicht heraus tun, jenes Begehren für töricht und schädlich halten? Und ich soll in der „Christlichen Welt" wider sie meine Stimme erheben? Es ist genug, daß ich zu diesem Volksbegehren *geschwiegen* habe. Ich habe mir wohl überlegt, ob ich da nicht reden soll. Das heißt: ob ich nicht den evangelischen Kirchenbehörden einen Vorwurf daraus machen soll, daß sie nicht reden! Das hätte auf meiner Seite gelegen. Aber so lange Herr Winkler Präses der Generalsynode ist und Freiherr von Pechmann Präses des Deutschen Evangelischen Kirchentags*), darf man zu viel nicht verlangen. Ich verstehe, was D. Kapler dem Interviewer der „Vossischen Zeitung" gesagt hat (VZ 251 vom 20. 10.), und gebe mich mit der Neutralität zufrieden. Die römische Kirche war freier, und Bischöfe haben davon Gebrauch gemacht. — In diesem Zusammenhang könnte man vom Konkordat reden; ich will das heute auf sich beruhen lassen.

Schwarz-Rot-Gold! Offengestanden, ich wundre mich, daß wir unter uns darüber streiten können. Artikel 3 der Deutschen Verfassung lautet: „Die Reichsfarben sind schwarz-rot-gold." Eine starke Reichsregierung hätte das von Anfang rücksichtslos durchsetzen müssen. Die Handelsflagge dazu — welche Halbheit! Dabei wäre mir es genau so lieb gewesen, wenn man die alten Farben behalten hätte. Aber wenn schon, denn schon! Und die evangelischen Kirchen entziehen sich mit ihrer Kirchenflagge dem Gehorsam gegen die Reichsverfassung. (Was selbstverständlich auf das Verhalten des Staats gegen sie einwirkt, z. B. beim Konkordat.) Wenn aber der Kultusminister auf die Schulen den Druck ausübt, der seines Amts ist, so tut er gut daran. Es muß doch schlimm gewesen sein in Goslar. Und das hinzunehmen wäre Schwäche der Regierung, worüber man denn auch die Achseln zucken würde. „Wie mans macht, ists nicht recht."

Ich wundre mich, daß auch mein verehrter Freund gegen den heutigen Staat den Vorwurf erhebt, er sei nicht „demokratisch", wenn er mal ordentlich durchgreift. Wäre das von Anfang an kräftiger geschehen, so hätten wir heute andre Zustände. Aber vielleicht war es auch so gut, und wir kommen langsamer, aber sicherer voran.

Meine beiden Artikel zum 27. Juni und zum 11. August (Nr. 13 und 15 d. J.) habe ich noch einmal durchgelesen. Ich kann nichts zurücknehmen, was irgend wesentlich wäre. Und hier habe ich ja nun auch nicht — geschwiegen. Also fällt das eigentlich nicht unter unser Thema. Ich könnte höchstens geirrt haben. Davon hat mich auch Obiges nicht überzeugt. Nur zum besseren Verständnis meiner Meinung dies. Ich will gern über alles Unrecht, das unserem Volke in Versailles geschehen ist, mit trauern. Aber das tut ein Volk von selbst, dazu braucht es keine Kirche. (Ganz abgesehn davon, daß ein leichter oder gesunder Sinn auch jener Trauer wiederum Abbruch tut.) Aber eine Kirche ist nicht dazu da, solche Trauer einseitig zu pflegen. Dieser Schein wurde damals nicht vermieden. Hätte die Kirche geradewegs den Blick darauf gerichtet, wie wir uns jene Niederlage, jenes Unrecht *nicht haben zum Besten dienen lassen*, wie wir uns nur zu sehr um *den Segen des Krieges* gebracht haben, so hätte ich kein Wort verloren.

Ich kehre zum Thema zurück. Gewiß, ich bin schweigsamer geworden. Die kurzen Bemerkungen, die ich früher am Schluß der Nummer des öftern machte, haben mir die Freunde, hat mir der Ernst unsers Schicksals, hat mir die größere Ruhe des Alters abgewöhnt. Aber keine Affenliebe zu unsrer jungen Republik spielt dabei mit. Eher die Unmöglichkeit, an gewisse Mißstände in der heutigen politischen und ökonomischen Gesellschaft heranzukommen. Über die sogenannte Korruption, auf die begreiflicherweise D. Kübel hinweist, wollte ich schon lange ein ausführliches Wort sagen. Das mag auch noch geschehen. Aber wichtiger scheint mir, ein Auge auf das Gute zu haben, das wird und wächst. Man muß da vorsichtig sein, kann nur schüchtern davon reden; leicht verdirbt man etwas. Nur um deutlicher zu werden: in der sexuellen Sphäre sehe ich gar nicht nur Verfall. Andre Gebiete — das merke ich wohl — entziehen sich je länger je mehr meinem Urteil: der Unterschied der Generationen und Zeiten macht sich mir schwer fühlbar. Darin wird auch mein Freund Kübel mit mir fühlen. Es ist nicht so leicht, unsrer Zeit den Puls zu zählen. Könnte ichs besser, würde ich vielleicht manchmal reden, wo ich aus Verlegenheit schweige.

Marburg *Martin Rade*

*) Und so lange Pfarrer Michaelis Flugblätter schreibt! — Siehe anbei.

Was sagen unsre Gemeinschaftschristen dazu?

Unsre Genugtuung darüber, daß sich „die evangelische Kirche" zu dem politischen Abenteuer des Volksbegehrens wenigstens *neutral* verhalten hat, wird uns hart verkümmert durch ein Flugblatt von Pastor D. W. *Michaelis* in Bethel: „Wie stelle ich mich *als Christ* zum Volksbegehren?" Daß die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 43 es wiedergibt und empfiehlt (obwohl ihr politischer Wochenschauer in derselben Nummer vor lauter Für und Wider keinen Rat weiß), konnte uns nicht die Feder in die Hand drücken, wohl aber die Verbreitung, die das Blatt in unsern hessischen Gemeinden gefunden hat. Und gewiß nicht nur in diesen; das beweist uns ein scharfer Artikel im Generalanzeiger für Dortmund vom 26. 10.: „Was ein evangelischer Pastor zum Volksbegehren sagt."

D. Michaelis, der Bruder unsers einstigen Reichskanzlers, ist nicht nur „ein evangelischer Pastor", sondern, wie D. Laible in seiner AELKZ. richtig hervorhebt: „*der angesehene Führer des deutschen Gemeinschaftsverbands*." Daher ist die Frage berechtigt: „Was sagen unsre Gemeinschaftschristen dazu?" Und ich meine dabei selbstverständlich nicht die Brüder und Schwestern in den Gemeinschaften, die einem solchen Blatte gegenüber nicht wissen wo ein noch aus, sondern die für das deutsche Gemeinschaftschristentum mit D. Michaelis *Mitverantwortlichen*.

D. Michaelis mochte und mag ein Freund des Volksbegehrens sein, er mochte seinen Namen dafür in die Liste eintragen, auch öffentlich sich *als Politiker* dazu bekennen. Aber er tut es „als Christ" und mutet jedem deutschen Christen die gleiche Stellung zu. Das ist untragbar.

Untragbar aber vor allem für die rechtschaffenen Glieder der christlichen „Gemeinschaft". Denn sie machen doch den Anspruch, es vor uns andern Christen ernst zu nehmen mit ihrem Bibelchristentum. Hier aber sündigt ihr öffentlicher Leiter wider den klaren Geist und Wortlaut schwer. Mindestens in zwei Stücken.

Erstens weiß er nichts davon, daß es für Christen, also auch für ein christliches Volk, niemals unrecht ist, *Unrecht zu leiden*. 1. Petr. 2, 21—24. Matth. 5, 11. Daß § 231 nicht eine Anerkennung der alleinigen Schuld *des deutschen Volkes durch das deutsche Volk* bedeutet, weiß heute die ganze Welt. Die Worte der Mantelnote aber sind niemals von einer deutschen Feder anerkannt worden. Nun ist jede Bemühung deutscher wie fremder Wahrheitszeugen um Aufhebung des § 231 herzlich zu begrüßen; auch D. Michaelis mag dafür tun, was er kann, er hat gewiß seine Beziehungen. Aber er soll nicht sagen, daß wir unsern Stand *als Christen* verleugnen, wenn wir durch die Lüge von Versailles uns nicht zwingen lassen, ein so zweifelhaftes

Unternehmen wie dieses Volksbegehren zu unterstützen, sondern diesem Rattenkönig von Zumutungen gegenüber mit der unvergleichlichen Mehrheit unsers Volkes ruhig bleiben, Gott unsre Rechtfertigung anheimstellend und im Gewissen froh, daß Unrecht leiden besser ist als Unrecht tun.

Für diesen Standpunkt fordere ich das Verständnis unsrer Gemeinschaftsschriften und kann nur beklagen, daß ihre öffentliche Vertretung nicht andauernd alles tut, um ihn als den einzig christlichen herauszuarbeiten und im deutschen evangelischen Christenvolk zu verbreiten.

Aber schlimmer noch ist das Zweite. D. Michaelis schließt sein politisches Flugblatt mit dem Worte: Nur „wer aus der Wahrheit ist, höret Gottes Stimme". Durch die Anführungszeichen wird bei seinen bibeltreuen Lesern der Eindruck hervorgerufen, es handle sich um einen Bibelspruch, aus dem man die beste und letzte Weisung entnehmen könne für das Volksbegehren. Es kann nur Joh. 18, 37 gemeint sein. Und nun bedenke man den Wortlaut dort: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!" und lasse den ganzen Zusammenhang Vers 36 und 37 auf sich wirken. Wenn dieser Gebrauch eines Jesuswortes nicht Blasphemie ist! (Ich brauche zur Schonung ein Fremdwort.) Wer eine Ahnung davon hat, was bei Johannes im Munde Jesu „meine Stimme" und „Wahrheit" und „aus der Wahrheit sein" bedeutet, der erschrickt vor einem solchen Mißbrauch der Bibel — aus politischer Leidenschaft. Von einem dezidierten Bibelchristen, von einem mit Recht anerkannten Führer der Gemeinschaften.

Marburg Martin Rade

Ernst Lissauer und sein Lutherdrama

Ernst Lissauer: Luther und Thomas Münzer. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. Berlin, Oesterheld & Co. 1929. 87 S. 2.50 M.

1

Zuerst schien es so, als sei Ernst Lissauer reiner Lyriker. Das klingt wie Einschränkung, und es wäre doch schon etwas Außerordentliches, wenn er gleich „nur" Lyriker wäre. Denn auch der reine Lyriker, wenn er aus innerstem Müssen und Können heraus schafft, ist wahrer Dichter, ist schlechthin Künstler. Wahres Künstlertum erweist sich immer an zwei Fähigkeiten: an der Erlebniskraft und am Gestaltungsvermögen.

Beides aber hat Lissauer offensichtlich schon in seinen ersten Gedichtbänden „Der Acker" (1910) und „Der Strom" (1912). Schon diese beiden Titel zeugen bedeutungsvoll von besonderem Erlebnis, indem hier zwei Vorstellungen den Namen hergeben, in denen das Lebendige als Wachsen und ewig treibende Bewegung im Vordergrunde steht. Der Dichter ist ständig voll Bereitschaft, Leben zu erfahren: in der Natur, im eigenen Ich, in andern Menschen (besonders solchen, die schöpferisch sind, selber Leben schaffen), oder schließlich in der Größe, die das Leben selbst ist — Geist, Gott. (Vgl. besonders „Die ewigen Pfingsten" 1919, „Der inwendige Weg" 1920, „Flammen und Winde" 1923.)

Diese Erlebnisse ergeben nun kaum jemals bloße Impressionen oder Tatsachenberichte, sondern ihr eigentlicher Gehalt wird bis auf Kern und letzten Hintergrund ausgeholt. Das will besagen, daß dem Dichter in allen Erscheinungsformen seines Erlebnisses im Grunde sich nur etwas offenbart oder verwirklicht, was bedeutungsvoller, wesentlicher ist als natürliche Dinge oder geschichtliche Personen.

Alles, was ist, ist — nicht Symbol; sondern — selbstiger Atemzug und Wellenschlag des Unendlichen, der Kraft, des Lebens, des Geistes, Gottes. Überall prägt sich des Dichters Bekenntnis aus, daß Diesseits zugleich „Jenseits" ist, daß Physik ohne Metaphysik nicht denkbar ist, daß die irdischen Daseinsformen eine tiefere Wesenheit enthalten, mit der sie über ihre eigene Zufälligkeit hinausragen, daß man in ihnen Gott begegnet.

Diese Anschauung „Pantheismus" nennen zu wollen, würde eine begriffliche, unzureichende Verengung einer viel zu lebensvollen Anschauungsweise bedeuten. Die Bezeichnung „Mystik" würde schon viel eher passen, besonders da, wo der Dichter an dem Pulsschlage schöpferischer Menschen (Goethe, Luther, Bach, Beethoven, Bruckner) Gott erfühlt; und noch viel mehr in den eigentlichen Gottgesängen und Psalmen. Diese sind bei aller scheinbar sachlichen Aussage über Gott doch im Grunde alle Variationen über das Thema der mit Beglückung am eigenen Ich erfahrenen künstlerischen, genialen, d. h. göttlichen Schöpferkraft. Diese Erfahrung würde Lissauer selbst das Bewußtsein der „Gnade" nennen, damit schon andeutend, daß Gott für ihn nicht etwa nur die sinnlich nicht wahrnehmbare „andere Seite" des Lebens, sondern viel mehr spendender Quell, eigentliche und letzte Wirklichkeit dieses Lebens ist.

Es wäre hiernach festzustellen, daß Lissauer die Gabe geschenkt worden ist, welche die unerläßliche Voraussetzung für das schöpferische Erlebnis bildet. Der Bereich der Erlebnismöglichkeiten ist ja stofflich beschränkt und der Gesamtheit zugänglich. Wie könnte sie sonst Kunst mit- und nacherleben? Das schöpferische Erlebnis beruht aber auf einer entschiedenen und unbedingten Grundeinstellung zur Welt, zum Nicht-Ich; es vollzieht sich auf einem Mutterboden, auf dem alle Wahrnehmungen von der Welt zu einer bestimmten Gestalt erwachsen. Der Dichter erlebt die Welt unter dem besonderen Gesichtswinkel seiner „Grundideen" als etwas Besonderes, was aber für die andern Menschen erst schaubar wird, wenn ihm der Dichter seine besondere Gestalt verleiht.

Damit rühren wir an die zweite, anfangs schon hervorgehobene Anforderung an die Fähigkeit des Dichters, sein Gestaltungsvermögen.

An der Aufgabe, eigentümlich Geschautes besonders zu sagen, scheitern alle „Auch-Dichter", wenn ihnen wirklich einmal ein besonderes Erlebnis geschenkt wurde. Entweder gelingt es ihnen nicht, die alltägliche oder die schon abgenutzte künstlerische Ausdrucksweise zu übertreffen, oder sie verwechseln die absonderliche Form mit der besonderen. Jene will durch das Ungewöhnliche verblüffen, diese durch das Bezeichnende Anschauung, besser noch: Schau erzielen.

Dazu ist aber nichts Geringeres und nichts Größeres nötig, als daß der Dichter Gewicht und Tragweite des Wortes, fast möchte man sagen des Wortes Schwingungszahl, fingerspitzenfein erfühlen kann.

Dies Gefühl hat Ernst Lissauer in überaus hohem Maße. Er spürt, er wittert, er schmeckt den Worten ihre Aussagekraft ab. Er arbeitet aber nicht geschmäcklerisch wie ein Stuckateur in Gips, sondern wie ein Baumeister, dem im rechten Werkstück selber das Zierat schlummert, welches wach wird, glimmt, glüht und leuchtet, wenn das Werkstück am rechten Orte eingefügt wird. Fast verführerisch wirkt auf den Dichter diese Kraft des Wortes, so daß seine Verse lange vor Werfel, Lersch und den vielen späteren Anderen gern in den mehr sagenden als singenden Langzeilen sich ergießen, Ausbrüche einer nie erkaltenden, ständig vorwärtsschiebenden Lava.

Wahrlich, auch diese Gestaltungskraft ist ein Stück Gnade, das dem Lyriker Lissauer zuteil wurde.

Grundlage seines Künstlertums aber ist doch die weiter oben hervorgehobene Kraft, Ewigkeit und Unendlichkeit als Wirklichkeiten zu erleben. Diese Größen in Raum und Zeit lebendig werden zu lassen, ist der Sinn seines Künstlertums. Das lesen wir auch in seinen so sehr ergiebigen betrachtenden Prosabüchern („Der festliche Werktag", „Von der Sendung des Dichters", „Glück in Österreich"). Das treibt ihn auch zur Herausgabe seiner Auswahlbücher („Lingg", „Kopisch", „Der heilige Alltag", „Kinderland", „Deutsche Balladen", „Geschichten von Musik und Musikern").

2

An dieser Aufzählung sehen wir schon, rückschauend auf die ersten Worte dieses Aufsatzes, wie wenig damit gesagt ist, wenn man Lissauer schlechthin einen Lyriker nennt. Hier gilt es nun noch weiter auszuholen, wenn

man dem ganzen Künstler Lissauer gerecht werden will.

Die Erfahrung des Ewigen betrachtet Lissauer als eine Gnade, er erlebt es aber zugleich als eine Verpflichtung. In einer Darstellung „Zum eigenen Leben" (Auswahlband Nr. 38 der Kunstwartbücherei) sagt er einmal: „Fast alles, was ich geschrieben habe, handelt von der Gnade oder vom Dienst; oder aber von beidem; letztlich aber von beidem als einem." Solche Diener unter der Gnade (in hartem Dienste!) sind z. B. Noah und Mose in dem kleinen Geschichtenbändchen „Die dritte Tafel" (Weltgeistbücherei).

Die Verpflichtung zum Dienste verbirgt in sich für seine dichterischen Gestalten den Keim zu dramatischer Entwicklung. Und so wird Lissauer aus seiner Grundidee heraus zum Dramatiker. Die dramatische Spannung von Satz und Gegensatz entsteht in seinen Dramen dadurch, daß der, welcher durch die Gnade zum Dienste ausgewählt wurde, nie bloße Leistung, sondern Opfer am Persönlichen im allgemeinsten Sinne aufbringen muß.

Sieht einer das nicht ein („Casanova in Dux", der Fürst in „Gewalt"), so gerät er in die Situation der Komödie. Andernfalls wird er zum Helden; denn heroisch ist die Entsagung, die Eckermann sich im Dienste Goethes auferlegen läßt, heldenhaft York, der schweigend seine Königstat dem Könige abtritt. Wahrhaft tragisches Heldentum aber bringt der Richter Jephta auf, der durch seinen Dienst am Volksganzen schuldhaft wird nach demselben Gesetze wie Mose und Noah (siehe oben!) „Brich das Gesetz, um es zu erfüllen!" Das heißt: übertritt es im ernsthaften Einzelfalle, um es damit als Ganzes zu erhalten zum Besten der Gesamtheit!

In derselben Lage befindet sich Luther in der Szene „Die Anfechtung" (vgl. hierzu auch „Die Verführung Luthers" in der „Dritten Tafel" und „Der Teufel" in den „Ewigen Pfingsten").

Es hat etwas auf sich mit der dramatischen Darstellung der Luthergestalt. Bis vor kurzem schien es trotz Lienhards „Luther auf der Wartburg" unmöglich, in Luthers Leben und Werk einen geschichtlichen Augenblick zu finden, der in der Spannung von These und Antithese alles Wesentliche enthält und zu einer künstlerisch wirksamen Entscheidung treibt, welche die Ganzheit Luther schicksalhaft darbietet.

Nun lassen sich zwar mancherlei Einzelszenen aus Luthers Leben sehr wohl denken, die den Reformator in einem dramatisch geladenen Augenblicke darstellen; Cajetan, Eck, Zwingli würden da wirksame Gegenspieler abgeben (das Thema Luther-Zwingli ist von Lissauer auch in den „Ewigen Pfingsten" balladenhaft, also teilweise dramatisch gestaltet worden). Aber das Lutherdrama erwächst aus diesen Motiven nicht, und Lissauer, der dieser künstlerischen Aufgabe schon lange nachspürt, schien mit der oben schon erwähnten „Anfechtung" im Ansatze stecken zu bleiben.

3

Nun hat sich die Sachlage mit einem Male geändert, seit des Dichters bisher letztes Drama „Luther und Thomas Münzer" erschien. Das Werk beginnt mit einem Vorspiele, in dem es sich um die Verbrennung der Bannbulle handelt, scheinbar auch eins der oben vorgeschlagenen dramatischen Augenblicksbilder aus Luthers Leben, eine Einakterparallele zur „Anfechtung". Aber das Vorspiel bringt mehr. Die Begegnung zwischen Luther und Thomas Münzer, in dieser Szene aufblitzend, muß in einer Fortsetzung ausgetragen werden. Und das macht den Inhalt der fünf Akte des eigentlichen Dramas aus.

Mit diesem Werke hat nun Lissauer den anscheinend einzigen Augenblick in Luthers Leben erfaßt, der im Sinne seiner Grundidee dramatisch voll ergiebig ist, d. h. nicht die Reformation als bestimmte geschichtliche Erscheinung, sondern schlechthin den Reformator, den Berufenen Gottes, am geschichtlichen Einzelfall, in der dunkeln Tragik seiner Sendung erfaßt. Die offenbart sich in der Zeit der Schwarmgeister und des Bauernaufstandes, als Luther vor die schwere Aufgabe gestellt ist, die Geister, die er rief, zu bannen.

Im Grunde genommen ist das Thema dasselbe wie in der „Anfechtung". Die Gewißheit der Berufung und Sendung, der Gnade, wird in Frage gestellt durch die bittere Erfahrung, daß der Dienst in dieser Berufung zu Folgeerscheinungen führt, welche der Absicht der Sendung widersprechen, sie sogar aufzuheben scheinen. Nur daß in dem Luther von 1525 die Anfechtungen nicht aus der zweifelnden inneren Betrachtung aufsteigen, wie in dem Luther auf der Wartburg („Anfechtung") oder in Worms (Molo: „Mensch Luther"). In Lissauers neustem Drama tritt dem Reformator der Widerpart leibhaftig in Thomas Münzer entgegen, der mit Recht in dem Titel schon mit genannt wird; denn es gibt selten ein Drama, in dem Spieler und Gegenspieler so auf gleichem Fundamente stehen, ja in demselben Ewigkeitshauche zu atmen scheinen. Beide sind ihrer Berufung gewiß, und der Leser findet bei keinem von beiden einen Angriffspunkt, in dem er diese Auffassung der Helden erschüttert sehen könnte. Auch ist Beider Aufgabe dieselbe: die Verwirklichung des Reiches Gottes.

Der Unterschied zwischen Beiden tritt zu Tage in der Art, wie die Beiden ihrer Berufung Folge leisten. Münzer ist der Mann der gewaltsamen, umwälzenden Tat, nach Lissauers Grundidee (vgl. die Komödie „Gewalt") also auf dem Irrwege. Das bringt ihn schließlich in die tragische Situation.

Diese ist dem Luther des Dramas aber auch gar nicht fremd; führt doch Münzer in seinem Gebahren nur Luthers Beginnen auf seine Weise folgerichtig weiter, aber eben so, daß Luther seine Arbeit gefährdet sehen muß. An dieser Mißdeutung und Einstellung seiner Lehre und seiner Pläne erlebt Luther die Tragik aus der „Dritten Tafel": „Brich das Gesetz, um es zu erfüllen". So hatte er das bestehende Gesetz gebrochen, und an seine Stelle schien nicht Erfüllung, sondern völliger Zusammenbruch zu treten. Luther leidet unter diesem Schicksale eines Propheten, aus Gnade wird Bitternis. Aber er hat, anders als Münzer, die Kraft zum aufbauenden Dienste. Er setzt selber der Flut, die er entfesselte, einen Staudamm entgegen, nicht bloß durch jene Schrift gegen die Bauern, sondern in einer äußerst glücklich erst in die Buchausgabe des Werkes eingefügten Szene, in der er zwischen dem sächsischen Kurfürsten und den Bauern vermittelt. Damit gewinnt der kühne Schwimmer, den die Wellen schon zu verschlingen drohten, Land, und steht vor sich und seinem Werke gerechtfertigt da. Sein Tun erhält in dieser Szene seinen religiös-sittlichen Angelpunkt. Dabei macht Luther freilich die schmerzliche Erfahrung, daß zusammen mit der zerstörenden Macht auch manches gute Wollen vor der Zeit gehemmt und vernichtet wird, z. B. auch seine Volkstümlichkeit schwer leidet. So legt die Gnade ihm einen Dienst voll bitterer Lasten auf die Schultern, und er schmeckt hinreichend die Demütigung des menschlich Unzulänglichen.

Es ist kein Zweifel, Lissauer hat aus seiner Grundidee heraus — daß Gott über der Welt sei, welcher die Menschen der Gnade würdigt, in seinen Dienst zu treten — die Gestalt Luthers in dem Augenblicke tragischer Möglichkeiten erfaßt, in dem dramatisch ergiebigen Kernpunkte gestaltet und in seinem religiös-sittlich gegründeten Schauspiele, das in der Gestalt Münzers sogar Trauerspiel ist, Endgültiges gegeben.

Es bliebe noch zu überlegen, ob alle Gestalten und Ereignisse, die sich um den Hauptkern der Handlung

herumranken, unbedingt nötig sind, um das Grunderlebnis lebendig zu machen. Die vielen Dramen um Luther, besonders die zahlreichen Festspiele, können sich nicht genug tun in der Gestaltung des „Zeitbildes", natürlich auf Kosten der gesammelten künstlerischen Wirkung. Wir müssen uns nun freilich hüten, die „Nebenpersonen" in Lissauers Drama mit jenem aus historischem Vollständigkeitswahn entsprossenen Kleinkram anderer Lutherdichter auf eine Stufe zu stellen, denn dazu sind diese Dinge bei Lissauer zu eigenlebig. Aber man hat schon manchmal das Gefühl, daß von der saftigen Farbe die einfache Linie hie und da verdeckt wird.

Doch überlassen wir diese Bedenken dem löblichen Spielleiter, der sich entschließt, dies Drama auf die Bühne zu bringen, ein Drama, das nicht wie so viele heute um flüchtige und zufällige Menschlichkeiten spielt, sondern ewiger und immer wieder erneuter menschlicher Not und menschlicher Größe Gestalt verleiht.

Bernburg a. S. Walther Kühlhorn

Luther und Thomas Münzer

Zur Erstaufführung in Stuttgart am 2. November

Das Ringen um die dramatische Gestaltung Luthers nimmt stoffgeschichtlich im deutschen Schrifttum einen breiten Raum ein — aber eben nur stoffgeschichtlich. Denn unter den vielen Lutherdramen sind die meisten über den Charakter einer Bilderfolge, zum großen Teil gar den eines Festspiels, nicht hinausgediehen. Man braucht nicht erst nachzulesen, was Paul de Lagarde über Otto Devrients einst überall gespieltes Lutherstück angemerkt hat.

Die große Anziehungskraft von Luthers Erscheinung für den Vorgang dichterischer Formung beruht auf der Stärke, mit der sich sein Temperament und seine Sendung immer wieder auf Höhepunkten seines Lebens äußern. Die innere Umkehr, der Thesenanschlag, die Verbrennung der Bulle, Worms, das Ringen mit dem Teufel auf der Wartburg, manches wie Klingenschlag wirkende überlieferte Gespräch — all' solche Züge boten Anlaß zu starker Szenenführung, drängten nach Verbildlichung. Das Mißverhältnis innerhalb eines künstlerischen Aufbaus wurde erst klar, wenn nun auch der Luther der Tischreden, der geistlichen Hausmusik, der scherzhaften Kindererziehung in den Rahmen gezogen werden sollte. Denn alsdann zeigte sich, daß jene Höhepunkte, an denen das innere Lodern dieser mächtigen Seele nach außen trat, zwar, um das heute modernste ästhetische Modewort zu gebrauchen, von großer Dynamik, aber durchaus noch nicht in irgend einem Sinne dramatisch oder gar tragisch sind. Eine Aneinanderreihung solcher Höhepunkte aus Luthers Leben erwies gewiß einen Mann, der mit sich und Andern kämpft, aber dabei immer weiter schreitet und letztlich aus allem innerem und äußerem Widerstreite siegreich, siegreich für sich und für uns, für seine Sache, die Gottes Sache ist, hervorgeht.

War nun in Luther, und zwar in dem Luther der Wirklichkeit, nicht in einem nachträglich konstruierten, Tragik? Hat er Mächte gerufen, die seinem eigenen Werke Gefahr und Verderben brachten? Hat er, um der ungeheuren Aufgabe willen, wider sein Innerstes, sich beugen, scheinbar das Eigenste verraten müssen?

Beides findet in seinem Leben und Werk seinen Ort. Heinrich von Kleist hat von Ferne, aber doch mit der diesem Genius eigenen Unbeirrbarkeit im Tragischen, daran gerührt, als er seinen Michael Kohlhas zu Luther gehen läßt und nun den Wahrer seines verletzten Rechts aus Eigenem Dem gegenüber stellt, der das Recht der Freiheit eines Christenmenschen gegen die höchsten irdischen Gewalten verfocht. Aber wie dieses Beieinander in Kleists Novelle nur Episode ist, so war es auch in Luthers Leben nicht mehr. Viel tiefer, bis an die Wurzel der inneren Existenz, und darum mit der Gewalt einer tragischen Verwicklung, griff der große Bauernkrieg in dies große Leben hinein. Man bedenke: hier steht der Mann, dessen Name und dessen Wesen, ergriffen und umstritten wie das keines Menschen der Zeit und keines seit Jahrhunderten, in ein Wort gefaßt, bedeutete: Freiheit. Man hört den Jubelklang, den dieser Begriff in Luthers Erscheinung gewann, durch die Verse des Hans Sachs, die am hellsten belebten seiner ganzen Dichtung. Und man fühlt aus dem Knirschen der Gegner, wie diese in dem Wittenberger Mönch und Nicht-mehr-Mönch verkörperte Freiheit ihnen das Ärgernis der Ärgernisse ist. Nun steht der ärmste, elendeste, getretene Teil des deutschen Volkes auf, des Volkes, dem noch keiner die Sprache so vom Munde genommen hatte wie Martin Luther. Es war nicht die erste Regung gegen unerträglichen Druck, aber daß aus den verstreuten Flämmchen endlich der lodernde Brand wurde, das war nur möglich nach 1517, in einem Volke, das seit den Hammerschlägen an die Wittenberger Schloßkirchenpforte einen völlig neuen Begriff von Freiheit bekommen hatte, dessen Seelenleben sich in einer reformatio ohne Gleichen befand, einer Neu- und Umformung; was noch heute als wirkende Macht empfunden wird, wie muß es damals Seelen, arme Seelen armen, leidenden, hoffnungslos geduckten Volkes stoßhaft erschüttert haben! Und nun steht er darin. Über dem Lande schlagen die Wellen zusammen. Aller Enden brennt es. Gewalttat ist geschehen an den Ärmsten im deutschen Volke durch Jahrhunderte, in furchtbarer Steigerung; jetzt aber folgt Gewalttat der Gewalttat, und ein Doppeltes steigt aus der Tiefe geschichtlicher Verflechtung von Recht und Schuld. Der Kampf um die Freiheit artet immer wieder zu einem Rachekrieg aus, in dem die Emporsteigenden zeigen, was sie an Entsetzlichem von ihren Herren gelernt haben, welche dann freilich im endlichen Siege die Unterlegenen noch zu übertrumpfen wissen. Und das Werk der inneren Befreiung des Christenmenschen scheint in diesem Neuen gefährdet, ja unwiederbringlich dahin.

Gestreckte Finger weisen auf Luther: Dein Werk! Was ein späterer Dichter sang, jenes „Weh' denen, die den ewig Blinden" — das wird ihm dem Sinne nach mit dem Lächeln höhnischer Befriedigung entgegengehalten. Aber die Arme, die sich ins Licht recken, sie recken sich zu ihm und, nicht in Hohn, sondern in Hoffnung, klingt es aus der Tiefe: Du hast uns die Leuchte angezündet, Du bist gegen die höchste Gewalt auf Erden rücksichtslos, hart in Wort und Tat, aufgestanden, wir folgen Deinem Beispiel. —

Und nun erhebt sich in Luther die Tragik. Denn seine innerste Wahrhaftigkeit sagt ihm: Ihr habt Recht. Ich habe das Gefüge der Welt verwirrt, ich habe den Menschen die alten Maßstäbe verrückt. So gewiß ich dies, die Gewalttat und den Greuel, nicht gewollt habe, ohne mich stünden sie nicht auf. Sein Werk aber muß er retten, und sein Deutschland kann er nicht dem Verderben zurasen lassen. Und so muß der Bringer der deutschen Freiheit sich wehren gegen den armen Mann, der um Freiheit kämpft; er muß sein Bild in dessen Seele entstellen, Hoffnungen niederschlagen, Haß hervorrufen und ernten, muß scheinbar für Menschen kämpfen, die des Schutzes nicht wert sind, nicht um dieser Menschen, sondern um des Werkes, um Deutschlands, um christlicher Zucht willen, die nicht in Blut erstickt werden darf.

Dies ist die tragische Stunde, das bitterste Jahr in Luthers Leben. Wer sie dramatisch gestalten wollte, der mußte dem Helden den Gegenspieler zugesellen, den Mann, in dem die fordernden Mächte dieses furchtbaren Geschehens Gestalt annehmen, einen Mann zugleich, in welchem Luther ein Stück Spiegelbild erblicken darf, ein

verzerrtes vielleicht, aber doch eines, in dem auch von seiner eigenen treibenden Kraft Irgendetwas lebendig ist.

Ernst Lissauer hat Thomas Münzer zu diesem tragischen Gegenspieler gemacht; vielmehr er hat ihn, den geschichtlichen Hauptführer des mitteldeutschen Bauernaufstandes, als den einzig Möglichen aus der Geschichte herausgeholt. In einem Augenblick, der scheinbar der Haupthandlung ganz fern liegt, bringt er die Beiden im Vorspiel zusammen: zu Wittenberg vor der Verbrennung der Bannbulle. Aber dieses Zusammentreffen leitet das Stück wirklich ouverturenhaft sinnvoll ein. Denn hier treten Luther, der immer noch mit sich und in sich Kämpfende, und Münzer, der Sichere, bei großem Anlaß gegen einander. „Der Zweifel ist vom Teufel, die Sicherheit von Gott" sagt Münzer — und ihm entgegnet Luther: „Und ich sage Euch: der Zweifel ist von Gott und die Sicherheit vom Teufel!" Damit ist das Thema gewonnen und zugleich ein Zweites erreicht: man hat Luther und Münzer, deren Wege nun auseinander führen, einmal beieinander gesehen — das zweite Mal geschieht es auf der Höhe des Kampfes. Luther tritt in das Münzersche Gericht, das gefangene Ritter dem Tode überantwortet, und schirmt die von Münzer Preisgegebenen. Er tut es mit den Worten: „Schuldig seid Ihr und Euresgleichen zehnfältigen Todes — nicht um Euretwillen habe ich Euch geschützt, um diese da — auf daß sie nicht morden im Namen des Evangeliums!" Und nun kommt es zu der großen Gegenszene des Vorspiels: wie dort alles Volk, aufgerufen, sich um Luther schart, der die Bulle verbrennt, so hier um Münzer, der das Land brennt. In Wittenberg ging Münzer allein davon, des „unsicheren" Luther, wie er meinte, nun innerlich gewiß: hier aus dem Bauernlager scheidet Luther durch eine schmale Gasse als ein einsamer Mann. Er hat, das sahen wir im zweiten Akt, das Seine getan, indem er die Fürsten und Ritter zu Verträgen mit den Bauern brachte, das Recht durchsetzte. Nun muß er, ein tragisch Gebeugter, ein unausweichlich Mißkannter, aufrufen gegen den deutschen Bauer, der im Namen des Evangeliums das Schwert erariff. Es ist eine großartige, düstere Steigerung in Luther. Im zweiten Akt haben wir den Hausvater geschaut, der unter allem Geschick seines Humors gewiß noch mit schlichtendem Wort das Unheil beschwören zu können meint. Nun, da er mitten darin steht, ermißt er erst die Tiefe des Dammrisses, durch den das Blut flutet, und mit ihm die Schwere der Schickung, die ihm auflegt, sich jetzt mit der ganzen Wucht seiner Person und seiner deutschen Sendung gegen das Unheil zu stemmen.

Münzer aber, brennenden Mitleids voll wie Luther und visionär über sich hinausgetrieben, auch er bleibt in seiner Sendung, und sie scheint ihm bestätigt, als Luthers Schrift wider die Bauern ins Lager kommt. Und gerade dies ist der Augenblick, da mitten in Münzers Ekstase sein Werk zusammenbricht und er gefangen wird. Es ist immer Etwas mit ihm, das sich triebhaft an Luther mißt, und Das kommt zum letzten Mal vor seinem Tode zum Ausdruck. Keiner von Beiden gibt sich billig zu einem Ausgleich her, Jeder von ihnen besteht im Angesicht des Todes, den Luther mit seinem „Bruder Thomas" leiden wird, bei seinem Werke; zwei innere Gebote sind gegen einander geprallt, Münzer ist zerschmettert, aber auch Luther hat nicht gesiegt, er hat opfern müssen, müssen um seines Werkes willen.

Um den Innenkampf und den Außenkampf dieser Beiden blüht, immer dramatisch bewegt, das Leben der schicksalvollen Zeit. Von der Sphäre diplomatischer Feinheit bis zu der aus der Niederung schreienden, gequälten Not wird uns die geschichtliche und seelische Voraussetzung dieses deutschen Schicksals in sinnvoller Fügung klar, niemals als unorganisches Beiwerk, immer in dramatischer Ausrichtung auf Luther und Münzer. Zwei Gestalten deuten das große Spiel zwischen großen Menschen als Mitspieler zweiten Ranges lebendig sinnbildhaft noch einmal aus: Tscherner, der Domherr, der Luther zum Reformator innerhalb der Kirche machen will und am Ende in sein Kleid zurückkehrt; und Arnold, der von Luther zu Münzer geht um des armen Volkes willen und für dies Volk in dem Augenblick stirbt, da er mitten in der allgemeinen Empörung zu innerst gewiß wird: „Martin Luther, Du hast recht getan."

Lissauers Drama, im Zeichen echter Tragik von einem Dichter empfangen, der seit langem um die Gestalt Luthers rang, wird nun in Stuttgart zum ersten Male die Bretter beschreiten. Die Wucht der dramatischen Bändigung des großen Stoffes wird von einer Sprache getragen, die, ohne altertümelnd zu sein, ihre Nährung am Lutherdeutsch überall fruchtbar verrät. Um den Kern der Handlung schlingt sich ein reiches, niemals abführendes Episodenwerk, das zumal in Luthers Hause in herzhafter Lebenstreue emporblüht. An dieser Stelle, wie erst jüngst im Gefolge der CW im „Eckart" und im „Evangelischen Berlin", war die Teilnahmlosigkeit der bewußt evangelischen Bevölkerung an der Bühne beklagt worden, eine Teilnahmlosigkeit, die sich auch gegenüber ernsten und erschütternden religiösen Dramen zeigt und zur Teilnahme nur wird, wenn es einem Protest gilt, der dem getadelten Werk meist eine ganz unnütze Folie verleiht. Möge solche, die nie verlöschende große Aufgabe der Bühne verkennende Gesinnung vor diesem großen Werk Ernst Lissauers endlich schwinden! Es geschieht nicht oft, daß so, ohne jedes Schielen zur Gegenwart, ein dramatischer Stoff von innerster Religion aus dem Zentrum deutschen Lebens mit dichterischer Sicherheit ergriffen und mit dramatischer Kraft gestaltet wird.

Berlin Heinrich Spiero

Von der Lutherischen Kirche

Von der lutherischen Kirche. Die Verhandlungen der 19. Haupttagung des Lutherischen Einigungswerkes Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz) in Marburg a. d. L. Herausgegeben von Sekretär Pfarrer Joh. Ludwig-Dresden. Leipzig, Dörffling u. Franke 1928. 147 S. 3.50 M.

Die Anfänge der evangelischen Bekenntnisbildung bis 1529/30. Vortrag. Gehalten von Hans von Schubert. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Jahrgang 45. Heft 2, Nr. 143. Leipzig, M. Heinsius Nachf. Eger u. Sievers 1929. 41 S. 1.50 M.

Die Doppelschichtigkeit in Luthers Kirchenbegriff. Von Ferd. Kattenbusch. Sonderausgabe aus dem „Fünften Lutherheft" (Lutherana V) der Theol. Studien und Kritiken. Mit ergänzenden Ausführungen. Gotha, Leopold Klotz. 5 M.

Unsere Zukunftshoffnung. Von Ernst Sommerlath. Zur Frage nach den letzten Dingen. Vortrag, gehalten auf der Tagung des Lutherischen Einigungswerkes in Marburg. Leipzig, Dörffling u. Franke 1928. 36 S. 1 M.

Rechtfertigung und Heiligung. Von Adolf Köberle. Eine biblische, theologiegeschichtliche und systematische Untersuchung. Leipzig, Dörfling u. Franke 1929. XII und 307 S. 15, geb. 16.50 M

„Von der Lutherischen Kirche" ist die Überschrift über die Verhandlungen der Marburger Haupttagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz*); eine Überschrift, die wohl auch gesetzt werden müßte über die kirchlich-theologische Problematik von heute und morgen in den Kirchen der deutschen Reformation drinnen und draußen. Wird es gelingen, das „Erbe Martin Luthers" im theologischen Geisteskampf und im ökumenischen Kirchenringen zu erhalten und durchzusetzen, als eben das tiefe Erbe der genuinen Reformation? Das ist eine Frage nicht ohne Befürchtungen, zumal im amerikanischen Synkretismus angelsächsisch-empiristischen Gepräges.

Zunächst bilden freilich die Jubiläen unserer Zeit wiederum erhobenere Punkte, nicht nur Feier-, auch Besinnungs-Punkte: Luthers Katechismen, Marburg, Augsburg. Der Historiker hat nicht unrecht, wenn er mahnt, zunächst für eine Vertiefung in und eine wirkliche Kenntnis von ihrer Geschichte zu sorgen. Die jubilierende Konfessions-Kirche sollte um die reformatorisch-lebendige, aus ihrer

*) Inzwischen ist dieser Tagung der zweite Lutherische Weltkonvent gefolgt, Kopenhagen 26. Juni bis 4. Juli. Unser erhoffter Berichterstatter hat uns leider im Stich gelassen. Wir werden uns also auch dafür an den vermutlich sehr bald erscheinenden Bericht halten müssen. DH

konkreten Geschichtsaktualität heraus neu aktualisierende Genesis ihrer Bekenntnisse wissen.

Daß die evangelische Bekenntnisbildung in die Jahre 1529/30 fällt, ist die landläufige runde Annahme. Dem gegenüber gräbt Hans von Schubert mit der mustergültigen Sorgfalt detaillierter Geschichtsforschung die komplizierten Quellen und Gräben auf, die schon lange vor der Augustana entspringen aus dem inneren Motiv der Selbstvergewisserung und Überlieferung und dem äußeren Motiv der Abgrenzung, und die in drei Phasen auf die Augsburger Konfessionsschriften zulaufen, bis, auf Grund des hierin positiv zu bewertenden Marburger Ansatzes, in einer vierten Phase die Wittenberger Abendmahlskonkordie von 1536 den bekenntnismäßigen Zusammenschluß des ganzen deutschen Protestantismus bringt. Von Schubert schließt sorgfältig die ersten beiden unbekannteren Phasen auf, und zumal den ebenfalls unbekannteren Quellort neben Wittenberg: das fränkische Gebiet. Ist es übrigens nicht bemerkenswert, daß auch der erste Ansatz zu einer Bekenntnisbildung nachweisbar aus dem Römerbrief herauswächst? Aber am wichtigsten des „Historikers" Mahnung am Schluß: Wir stehen, wie es scheint, vor einer neuen Bekenntnisbildung der nichtrömischen Welt. Sie hat ihre eigenen großen Gefahren. Sorgen wir, daß das Kernstück unserer ganzen reformatorischen Bekenntnisbildung seinen Platz nicht einbüßt. „Nicht um Zeremonien handelt es sich" schrieb 1524 Melanchthon an den Nuntius Campeggio, „Luther kämpft um Größeres, es geht um den Unterschied von Gottes Gerechtigkeit und der Menschen Gerechtigkeit."

Dieser Finger weist schon in die aktuelle Problematik, den gegenwärtigen Geisteskampf des Luthertums nach den verschiedensten Richtungen und Fronten: außenpolitisch, um es so zu nennen, die ökumenischen Unionsbewegungen, innenpolitisch die Gemeinschaftsbewegung, hochtheologisch die „Theologie der Krisis". Auf dem letzteren Feld, dem der „Botschaft", der „Wahrheit" und „Lehre" fallen die Würfel, und hier hat sich die Problematik zu reformatorischer Höhe und Schärfe und zum Angefragtsein um das Kerygma und die „confessio" zugespitzt. Die „dialektische Theologie" hat in reformatorischer Exusia die protestantische Botschaft wieder hervorbrechen lassen und beherrscht seitdem in wuchtigem, bevollmächtigtem Gedanken- und Wortanspruch an den Zeitgeist die Debatte. Aber das als calvinistisch-reformierte Theologie alttestamentlicher Distanz, eschatologischer Krisis, Scheidung und Transzendenz. Und hier ist es die aktuelle Lebensfrage, ob das Luthertum zu neutestamentlicher Vertiefung und Erfüllung der Paradoxalität und Gnade seinen Auftrag ausführt, seine „confessio": sein Wort von der evangelischen Heils-Herzlichkeit Gottes und seiner gnädigen, wunderbar-innigen Herablassung auch zur gefallenen Schöpfung, zur lutherischen tiefst-paradoxen „Immanenz" auf dem Boden der eschatologischen Krisis-Dialektik. Und das befreit von der altväterischen Steifheit und Traditionalität, die seinen konservativen Geist zu oft umkleidet, im aktuell-ansprechenden Sach- und Formenstil, im kerygmatischen Gedanken- und Wortappell an den Geist der Zeit und im lebendig-wirklichen Zwiegespräch mit ihm!

Über die Kirche gebt der erste Marburger Hauptvortrag von Elert, der „die Botschaft des VII. Artikels der Augsburgischen Konfession" durchaus kerygmatisch-aggressiv umreißt. In der Situation der ökumenischen Kirchenbewegungen entwickelt er aus dem evangelischen Ansatz das lutherische Dogma: „die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden." Wesentlich also ein immanent-reales Konkretum, transzendent konstituiert durch die sichtbar bemerkbare lautere „Wort"-Verkündigung und Sakramentsverwaltung, gegenüber der reformierten Scheidung der prädestinatianischen „unsichtbaren" Kirche von der „sichtbaren" Kirche, der entsprechenden Orientierung der „sichtbaren" Kirche an ethisch-organisatorischen Forderungen und gegenüber dem rationalisierenden Vereinsprinzip. Elert pointiert ausgezeichnet. Ob die „Unsichtbarkeit" aber so weit auszuschließen ist? Und schließlich sind wir von der Knappheit (vielleicht auch Ungenüge? Vergleiche etwa Rade, Glaubenslehre 2, 113 f.) der Augustana-Bestimmung immer zurückgewiesen auf Luther selbst.

Eine diesbezügliche jüngste Monographie kommt von Kattenbusch — trotz Vorwort vielleicht doch noch nicht die letzte größere Luthergabe des feinfühligen und feinsichtigen Altmeisters. Es ist ihm methodisches Prinzipium, von der vorliegenden Forschung aus kritisch und ansetzend fortzuschreiten, und es ist zugleich seine gründliche, sorgfältige Art, auf das wesentliche Quellenmaterial in entdeckerischer Einzelauslegung einzugehen. Dazu umdrängt ihn lebhaft und spontan, immer neu auftauchend, eine „Fülle der Gesichte", auf die er reagiert in immer neuen Beobachtungen, Aufweisungen von und Anregungen zu über sein Thema hinausliegender Weiterarbeit, in immer neuen Anmerkungen und zugleich in einer formal dies alles reflektierenden Stilstruktur, so daß hier „erworben" werden muß, was „besessen" werden soll. Doch tritt die eigentliche Konzeption in pointierter Thematik stets wieder deutlich heraus. Um die Klärung der religiös-ideellen Grundkonstruktion ist es ihm zu tun, im Einklang mit der erfreulich steigenden Konzentration der Forschung in sacra statt historisch-empiristisch-kritisch circa sacra. Die Literatur beider besonderen Problemlinien an Luthers Kirchenbegriff wird zur Anknüpfung aufgerollt: der Grundidee von der Kirche und des Verhältnisses von Kirche und Staat. Mit glücklichem Griff stellt Kattenbusch im Titel seiner Schrift heraus, daß es sich nicht um zwei Größen, zwei geschiedene, auseinanderzuhaltende Kirchen handelt, sondern lediglich um eine „Doppelschichtigkeit" der einen und selben Größe „Kirche". Das setzte fort die Linie Albrecht Ritschls, der (1859) die herkömmliche Art von einer „sichtbaren" und einer „unsichtbaren" Kirche zu reden kritisch dahin korrigiert, daß man nur von der einen Kirche und von zwei Seiten an ihr, ihrer Unsichtbarkeit für den „Verstand" und ihrer Sichtbarkeit für den „Glauben" zu sprechen habe; und Ernst Rietschels, der (1900) Ritschl weiter korrigierend, das Doppelprädikat der Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit der einen Kirche hinausführt auf zwei Momente an der Existenz der Kirche, beide betrachtet lediglich „vom Glauben" aus. Kattenbusch nun betont, jene beiden Stichworte spielten im Grunde bei Luther gar keine besondere Rolle, und die Achtsamkeit auf sie scheine mit der Zeit hemmend gewirkt zu haben für die klare Herausstellung der eigentlichen Doppelschichtigkeit, die Luther an der Kirche bemerkt und sich auch bewußt gegenständlich gemacht habe: „Kirche" im Grundbegriff (ecclesia sensu generali) d. h. die religiös-glaubensmäßige, an sich unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen (communio sanctorum) und „Kirche" im Sonderbegriff (ecclesia sensu speciali) d. h deren ethisch-weltempirisches Hervortreten in der gottesdienstlichen Sphäre als Kultgemeinde des „Wortes". Die communio sanctorum i. e. fidelium, auf die Luther in grundlegender reformatorischer Großtat den Kirchenbegriff zurückführt, macht sich aus der ethischen Triebkraft des Glaubens heraus geltend in der Welt spezialsphärisch als Kultgemeinde, die um die Wort-Verkündigung organisiert ist, um das verbum vocale der Predigt und das pfandhafte verbum visibile der Sakramente, wobei Kattenbusch wie überall auf das „Personhafte" als das Wesentliche und Bestimmende der Lutherischen Konzeptionen hinweist. Die „Gemeinschaft der Gläubigen" muß sich so in der Welt als Kultgemeinde des „Wortes" einrichten; denn nur an solcher hat sie den Erkenntnisgrund und bei sich die Gewähr ihrer Existenz, in ihr, durch die „Wort"-Verkündigung, Erhaltung und Vermehrung Das ist die fundamentale, besondere Wichtigkeit dieser ihrer weltempirischen Darstellung. Aber sie ist auch mitgegenwärtig und wirksam in Familien- und Staatsordnung, die bei aller Abstaffelung doch prinzipiell der Kultordnung gleichwertige Gottesordnungen der Welt aus Gottesliebe und für das Liebes-Ethos der „Gläubigen" sind, alle drei zusammen Großformen der Realisierung der Liebe Gottes im Weltleben, alle drei der communio fidelium dienend und alle drei unter die Ehre und den Schutz des vierten Gebotes gestellt, von Kattenbusch mit dem hierfür glücklich gegriffenen, symbolkräftigen (wenn auch bei Luther erst spät, 1539, nachweisbar) Terminus „Hierarchien" belegt. In dieser christlichen Gesellschaftslehre, personenhaft in den Führerständen konzipiert, ist der römische Kirchenbegriff endlich auch nach der Seite seiner rationalisierenden „Welt"-Abwertung (asketischen Abkehr und klerikalen Unterjochung) überwunden. In einer Thesenübersicht stellt Kattenbusch am Ende seine Erfassung zur Diskussion. Es bliebe für uns zu fragen, welche Momente problem-aktuell von Bedeutung sein könnten: die „Doppelschichtigkeit" statt fälschlicher Zweiheit oder Einheit; die Zurückdrängung der belasteten ideellen Scheidung von „unsichtbarer" und „sichtbarer" Kirche durch die immanenzkonkrete Doppelschichtigkeit der glaubensmäßigen „Gemeinschaft der Gläubigen", spezialsphärisch faßbar dargestellt in der Kultgemeinde des „Wortes"; die glaubensprinzipiell gleichwertige Immanenzhaftigkeit der personal bestimmten weltlichen Sozialordnungen als gottesregimentlicher „Hierarchien"

Ausgangspunkt, Kriterium und Schema der neu theologischen Blickrichtung jedoch ist die Eschatologie. Davon handelt der zweite Marburger Vortrag Sommerlaths. Althaus, Verfasser der „Letzten Dinge", wenn immer er sich auch gegen die Geschichtsauffassung Barths abgrenzt, indem für ihn Zeit und Ewigkeit nicht nur in einem dialektischen, sondern auch in einem „Verhältnis der Immanenz" stehen, indem die Geschichte auf Gott nicht nur als auf ihre Grenze, sondern als auf ihren Herrn weist, bleibt doch in seiner Verhältnisbestimmung des Übergeschichtlich-Göttlichen zur Geschichte prinzipiell noch im Bannkreis der Transzendenzanschauung stehen. So „liegt gar nichts an dem historischen Faktum für sich, sondern alles an seinem über-geschichtlichen Sinn." Folgerecht bestreitet er, daß die Vollendung im eigentlichen Sinne endgeschichtlich sei: sie ist Endvollendung, aber nicht Endgeschichte, denn die Vollendung hebt die Geschichte als solche auf. In derart kritischer Anknüpfung an ihn macht Sommerlath, streng schrifttheologisch, einen geistvollen Vorstoß zu einer volleren lutherischen Immanenz-Konzeption von Heils- und End-„Geschichte". Die Geschichte als Ort der konkreten Heils-Wirklichkeiten von Inkarnation, Aufnehmen des Kreuzes und Auferstehung als Anbruch der Vollendung ist schon

jetzt Trägerin der Offenbarung; in sie eingebettet ist bereits die neue Schöpfung, trotz der starken Spannung zur Geschichte mit ihrem Todesverhängnis doch gegenwärtig und weltimmanent geworden. Von hier aus wird die Vollendung als wirkliche Endgeschichte verstanden: Epiphanie, Apokalypse des Neuen, das schon jetzt, verborgen, in die Geschichte eingetreten ist. Die Parusie enthüllt, was in der Geschichte vorhanden war, und ist selbst das Ende der Geschichte. Aus diesem Grundsätzlichen sind auch die gezogenen Einzellinien sehr beachtenswert.

Last not least, aber der locus classicus der theologia als disciplina eminens practica, als Heilslehre: Rechtfertigung und Heiligung. Von vielen Seiten drängt die Situation auf dies Problem, dessen Verhandlungswagnis Köberle unternimmt, als das große Generalthema der augenblicklichen theologischen Debatte: „Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung in seiner Bedeutung für den christlichen Glauben." Auf den ökumenischen Anstoß („Ethik des Kreuzes") weist er, auf die neuprotestantische Ethik, den anthroposophischen Gestaltungswillen, die Erneuerungspredigt der Gemeinschaftsbewegung, vor allem aber das aktuelle hochtheologische Gespräch mit der dialektischen Theologie. Prinzipiell-theologisch eingestellt, hat dies ausgezeichnete Buch hier Richtung und Ausschlag, wie der Verfasser pointierend sagt: Was diese Arbeit . . versucht hat, war im Grund lediglich dies, die Aussagen der dialektischen Theologie an dem Punkt zu Ende zu sprechen, wo sie es selbst uns bis heute überhaupt noch nicht getan zu haben scheint. (S. 284.) Freilich, als streng „formale" könnte die konsequente Durchführung der paradoxen Dialektik von justificatio und sanctificatio gegenüber einer „undialektischen" Einseitigkeit Barths ein stichhaltiges und genügendes thematisches Prinzip vielleicht nicht sein: weil nicht nur die lutherische eschatologisch-pneumatische „Immanenz", sondern auch die neu-reformierte eschatologisch-tranzendente bloße „Tangenz" (nach Barths Kreis-Tangenten-Bilde so zu sprechen) formal eine irgendwie grundsätzlich geschlossene Volldialektik „zweier Worte" repräsentiert! Aber als biblisch-„materiale"! Worum es ja doch geht, ist, wie ja auch immer wieder in bewußter theologia markiert wird, die neutestamentlich-lutherische Vertiefung und Erfüllung der dialektischen Theologie der Krisis zur Heiligungs-Immanenz hin, unter deutlichster Wahrung stets des dialektischen Bodens der eschatologischen Krisis gegenüber naturalistisch-idealistischen wie schwärmerisch-pietistischen Fiktionen. Das ideale Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung bleibt lutherisch-reformatorisch durch „die absolute Priorität der Rechtfertigung über die Heiligung" bestimmt, wobei allerdings die zu zahlenhaft-schematische Verhältnissetzung „von 2 : 1" (S. 284, 289) besser fallen gelassen würde. In großartiger systematischer Synthetik allseitiger Durcharbeitung von Literatur, Frontpunkten und Problemen, mit der seltenen Doppelbegabung didaktisch klarster Formung und aktuellen Anspruchsstils, hat Köberle hier eigentlich und wirklich ein lutherisch-modernes Stück ordo salutis entworfen. Modern nicht nur durch die verständnisvoll und liebevoll lebendige Umsetzung der gehaltvollen schuldogmatischen Tradition in das heutige Gespräch. Die durch alle Abschnitte durchgeführte „trichotomische" Analyse der in Betracht kommenden menschlichen Struktur in Willen, Gefühl und Denken breitet auch, über die traditionell allein behandelte zentrale Teilsphäre des Willens (Lex, Ethos) hinaus, die komplizierte vielseitige Ganzheit des modernen Lebens und Menschens aus: Vitalismus, Romantik, Mystik, Gnosis und dergleichen. In dieser aktuellen Gesamtbetrachtung und Gesamtdiskussion geht der Weg über die Selbstheiligung des Menschen vor Gott (I) und das Gericht Gottes über die Selbstheiligung des Menschen (II) zur Rechtfertigung des Menschen vor Gott durch das Wort von der Vergebung (III), und nach diesem kritischen Anmarsch in das Thema-Gebiet der Heiligung, als das Werk Gottes im gerechtfertigten Sünder (IV) wie als Antwort des gerechtfertigten Sünders (V) ihrer Bedeutung für Verlust und Bewahrung des Glaubensstandes (VI) und ihres Verhältnisses zur Rechtfertigung (VII). In kritisch-deutlicher Abhebung von spinozistisch-pantheisierender Immanenz als „herablassende" Begabung (Bezzels „Kondeszendenz"), als verlierbares Glaubensgut und eschatologisches Pfand bestimmt, wird die Immanenz der eschatologisch-österlichen Pneuma-Kräfte (infinitum capax finiti) in ihrer Gesamt-Metanoia-Wirkung entwickelt. Und zwar in Korrelation mit dem Verantwortungs- und Entscheidungscharakter der Gläubigen, die als höchste theologische Schwierigkeit das Spitzenproblem darstellt (Verhältnis von Gnade und Freiheit: Gottes Alleinwirksamkeit zum Heil und des Menschen Alleinwirksamkeit zum Verderben) bis hinein in einen biblisch-reformatorischen, lutherisch-innigen wie praktisch-konkreten „Pietismus", über dem aber immer der Primat der Rechtfertigung erhalten bleibt. Wahrlich ein Buch kerygmatischer Aktualisierung lutherischen Erbes an aktuell-zentralem Punkt, für das wir Köberle schlechterdings zu Dank verpflichtet sind!

Saint Louis, Missouri Werner Petersmann

Der 5. internationale Kongreß für Religionsgeschichte

in Lund vom 27. bis 30. August 1929

Es hatte wohl verschiedene Gründe, daß die internationalen Kongresse für Religionsgeschichte, die wie andere derartige Veranstaltungen durch den Krieg unmöglich geworden waren, erst jetzt wieder aufgenommen wurden, und bedeutet ein besonders Verdienst Schwedens, daß, wie der vorbereitende Kongreß 1897 in Stockholm — die eigentlichen fanden 1900 in Paris, 1904 in Basel, 1908 in Oxford und 1912 in Leiden statt — so der neue in Lund abgehalten werden konnte. Ihn in dieses Landstädchen mit 24 000 Einwohnern einzuladen mochte als ein Wagnis erscheinen, aber das Organisationskommitee hatte alle Vorkehrungen getroffen, um zunächst die 2 bis 300 Kongreßbesucher aus aller Welt (zum Teil allerdings in dem benachbarten Malmö) unterzubringen und zu verpflegen. Und auch sonst war Alles aufs schönste vorbereitet.

Der Kongreß wurde am 27. August vormittags durch eine weiteren Kreise zugängliche Feier in der schönen Aula der Universität eröffnet, bei der der Kronprinz zunächst eine Rede in englischer Sprache hielt — nach der Versicherung meiner schwedischen Bekannten keine von Andern für ihn aufgesetzte, sondern eine von ihm selbst gemachte: so bewiesen die in ihr gefällten Urteile über die Bedeutung und die Methoden der allgemeinen Religionsgeschichte von neuem, wie dieser Prinz an dem geistigen Leben der Zeit teilnimmt. Schon er bedauerte die Abwesenheit des Erzbischofs Söderblom, der in dieser Zeit schwer krank darniederlag und dessen auch von andern Rednern immer wieder gedacht wurde; es war allen Teilnehmern eine Beruhigung, am letzten Tage zu erfahren, daß in seinem Befinden eine Besserung eingetreten sei. Bei der Eröffnungsfeier begrüßte dann noch der Rektor der Universität Lund, Professor Moberg, in deutscher Sprache namens jener und des Organisationskommitees, und Professor Guignebert aus Paris dankte auf Französisch als Delegierter der ältesten auf dem Kongresse vertretenen Universität zugleich im Namen aller andern Universitäten und gelehrten Gesellschaften. Endlich hielt der frühere Professor der Religionsgeschichte in Lund (und vorher in Berlin), Edvard Lehmann, auf Deutsch einen freien Vortrag über den Kreislauf der Religionsgeschichte, in dem er einen kurzen und stellenweise humoristischen Überblick über deren Entwicklung von der Romantik bis auf die Gegenwart gab und die Forderung aufstellte, daß schließlich die Religionsgeschichte ihre Sache wieder der Philosophie übergäbe.

Übrigens nahm das Kronprinzenpaar auch an dem Bankett teil, das am Abend desselben Tages in der sogenannten Akademischen Vereinigung, in der alle Studenten und Studentinnen in einer für deutsche Verhältnisse undenkbaren Eintracht zusammenleben, stattfand; bei ihm sprach wieder der Rektor der Universität auf den König und dann den Kongreß, während der preußische Kultusminister Becker, Sir Thomas Arnold aus Cambridge und Professor Cumont aus Rom namens ihrer, der Letzte namens der kleineren Nationen überhaupt dankten. Am nächsten Abend wurde in der Domkirche ein Konzert gegeben, bei dem französische, englische und deutsche Musik zur Aufführung kam und zugleich auch diejenigen, die zu einem eingehenderen Besuch dieser ältesten und bedeutendsten romanischen Kirche Schwedens keine Zeit gefunden hatten, sie wenigstens einigermaßen kennen lernten. Am dritten Abend folgte eine Schlußfeier in dem benachbarten Seebad Bjärred und tags darauf, nach Fahrten durch die Umgebung, ein nochmaliges Abschiedsdiner in Malmö.

Für die wissenschaftlichen Sitzungen waren in der ersten Einladung zum Kongreß zwei Themen besonders empfohlen worden: „Die Vorstellung von der Seele" und „Die nordische Religion". Jenes wurde von Arbman-Upsala, Bertholet-Berlin, Bickel-Bonn, Caspari-Kiel, S. A. Cook und Cornford-Cambridge, Diesendruck-Jerusalem, Karsten-Helsingfors, van der Leeuw-Groningen, Neckel-Berlin, Nilsson-Lund, Pertold-Prag, Rose-St. Andrews, von Sydow-Lund, Tennmann-Dorpat, Thalbitzer-Kopenhagen behandelt, während über die nordische Religion nur Klein-Stockholm, Krohn-Helsingfors, Lithberg-Stockholm, Frau Persson-Upsala, Vogt-Kiel und ich selbst sprachen. Die Vorträge über die Vorstellung von der Seele waren auf verschiedene Sektionen verteilt, von denen die erste allgemeinen Fragen, die zweite den primitiven Religionen und der Volkskunde, eine dritte der griechischen und römischen Religion, eine vierte dem Juden- und Christentum gewidmet war. Außerdem gab es noch eine Abteilung für die ägyptische und die alten semitischen, für die iranischen, indischen und ostasiatischen Religionen sowie den Islam; in der für die nordische Religion wurden auch die keltische und slavische, sowie lappische und lettische Religion mitbehandelt. Von gegenwärtig besonders aktuellen Themen wurde in der iranisch-indischen Sektion von Alphandéry-Paris und Schäder-Königsberg der Manichäismus, von Nyberg-Upsala der Gott Zurvan besprochen: in der allgemeinen sowohl wie der Sektion für die primitiven Religionen kehrte immer von neuem die Frage des Urmonotheismus wieder und wurde von Czarnowski-Warschau, Landtman-Helsingfors, Marot-Budapest, Pettazzoni-Rom und mir selbst erörtert. Von deutschen oder österreichischen Gelehrten sprachen außer den schon genannten noch Aufhauser-München, Bornhausen-Breslau, Deubner-Berlin, Eisler-Unterach, Franke-Berlin, Grohmann-Prag,

Hoffmann-Wien, Latte-Basel, Mahler-Budapest, Rust-Königsberg, Schütz-Kiel, Wach-Leipzig, Weinreich und Winkler-Tübingen, Ziesenitz-Hamburg. Von den Vorträgen, die ich hören konnte, darf ich sagen, daß sie fast durchweg höchst beachtenswerte Leistungen darstellten; auch die Diskussion stand in der Regel auf einer sehr bemerkenswerten Höhe. Ganz besonders machte auf mich das tiefe Verständnis für die Religion selbst Eindruck, das zahlreiche Fachgelehrte zeigten und das auch aus den Reden bei den Festlichkeiten sprach; in dieser Beziehung ist zweifellos gegen früher eine sehr starke Wandlung zu konstatieren.

Was die Regie betrifft, so hätten die Termine der Vorträge in den Sektionen doch etwas strenger eingehalten werden können, und manche wären, wie bei anderen solchen Gelegenheiten, besser in einer Plenarversammlung zur Geltung gekommen.

Der nächste religionsgeschichtliche Kongreß soll — und zwar wie die früheren schon nach vier Jahren — in Berlin stattfinden; Deutschland verstand sich in der Tat beinahe von selbst. Der internationale Ausschuß, von dessen früheren Mitgliedern nur noch sieben am Leben sind, ist dagegen noch internationaler gestaltet worden, so daß er jetzt aus folgenden Herren besteht: Alphandéry-Paris, Sir Thomas Arnold-Cambridge, Bertholet-Berlin, Boas-New York, S. A. Cook-Cambridge, Cumont-Rom, von Duhn-Heidelberg, Eerdmans-Leiden, Grönbech-Kopenhagen, Holmberg-Abo, Sten Konow-Oslo, Lowie-New York, Nilsson-Lund, Oltramare-Genf, Pettazzoni-Rom, Toutain-Paris, Zielinski-Warschau. Söderblom, der zurücktreten wollte, wurde zum Ehrenpräsidenten, Bertholet von neuem zum Generalsekretär gewählt.

Bonn Carl Clemen

Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden

Berliner Kundgebung am 16. Oktober

Die neu gegründete Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden trat am 16. Oktober zum ersten Male mit einer Kundgebung in der Reichshauptstadt an die Öffentlichkeit. An die 2000 Menschen mögen den großen Saal der Hochschule für Musik bis auf den letzten Platz gefüllt haben. Nur die von den Begrüßungsrednern ständig zitierte Jugend war symptomatischer Weise nicht erschienen, so daß der Abend eine reine Kundgebung der alten Generation wurde, getragen von den Liberalen aller drei Religionsgemeinschaften.

Die Begrüßungsansprachen wurden gehalten von D. h. c Spiecker für den evangelischen „Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen", vom Direktor der Deutschen Bank Oskar Wassermann für den „Jüdischen Friedensbund" und vom päpstlichen Geheimkämmerer Msgr. Lichtenberg für den „Friedensbund deutscher Katholiken".

Den eigentlichen Kern des Abends bildeten drei Referate, die die Stellungnahme der drei Konfessionen aus dem Munde berufener Vertreter darlegen sollten.

Rabbiner Leo Baeck nannte als das letzte Ziel des jüdischen Glaubens die Einheit der Menschheit als den Zustand des Weltfriedens. Tätige Friedensarbeit sei der Weg zu diesem Ziel. Jede versäumte Stunde, die diesem Zwecke nicht zugute kommt, wird die menschliche Seele vor Gott verantworten müssen. — Leider konnte man sich bei dem an sich sicher sehr gut gemeinten Vortrag des Eindrucks nicht erwehren, daß die Friedensforderung sich von jüdischer Seite aus viel tiefer hätte begründen lassen, und daß das echte gläubige Judentum so optimistisch und so werkgerecht die Position des Menschen in der Welt nun doch nicht ansieht.

Am tiefsten fundiert war, ganz objektiv betrachtet, die Rede des protestantischen Vertreters Pfarrer Günther Dehn, des Führers der Berliner Neuwerkgruppe. Er führt etwa aus:

Keine Religion reißt die Kluft zwischen Gott und Menschen so tief auf wie die protestantische. Kein Menschenwerk kann den Frieden herbeiführen. Evangelischen Pazifismus gibt es nur in so fern, als eine letzte göttliche Instanz der evangelischen Kirche aufträgt, aus Kräften einer anderen Welt dieser Welt der Unordnung und des Krieges entgegenzutreten. — Das geschichtliche Schicksal wollte es, daß die evangelische Kirche an die Landesfürsten bis 1918 gebunden war. Das Glück und die Verheißung der gegenwärtigen Situation ist nun, daß nach einem Wort Guardinis die Kirche wieder in den Seelen zu erwachen beginnt. D. h. der Auftrag der Kirche wird in den Seelen der Menschen lebendig, daß das ganze Leben in einer Bezogenheit auf Gott steht, in die sich nicht Staat noch Wirtschaft eigentätig einschalten können. Denn auch sie stehen unter dem Gericht Gottes und sind darum keine letzten Instanzen für den Menschen. — Die Kirche kann zwar nicht direkt die Welt gestalten, aber sie hat zu allem, was geschieht, das ihr aufgetragene Wort zu sagen, das dem gläubigen Tun die rechte Norm gibt. Und sie spricht heute, wie dies Stockholm als verheißungsvoller Anfang beweist, ihr Wort gegen den Krieg, weil er dem Reiche des Teufels entstammt und das Angesicht der Kreatur schändet. — Protestantismus und Weltfriede ist keine optimistische Synthese, die allzu schnell mit den Dämonien des Daseins fertig geworden ist, aber der der Kirche zuteil gewordene Auftrag göttlicher Wortverkündigung muß sie ihre Stimme gegen den Krieg erheben lassen.

Pater Franciskus Stratmann, der im geistlichen Ornat an der Kundgebung teilnahm, begann mit dem Hinweis auf die Universalität des katholischen Gedankens, der die jüdische und die protestantische Friedensidee bereits enthalte und in einer Synthese auf höherer — eben katholischer Ebene vereinige. Die katholische Lehre über die Auffassung des Friedens interpretierte der Redner dahingehend, daß sie den Krieg nur solange als erlaubt ansehen könne, als es keine souveräne Rechtsmacht über den einzelnen Staaten gebe. Heute hat sich mit der Bildung des Völkerbundes als einer solchen überstaatlichen Macht eine Weltwende ergeben, dessen vollkommene Ausgestaltung keinen gerechten Krieg in Zukunft mehr zulassen werde. Wie es die Friedensenzykliken der letzten Päpste beweisen, kann die katholische Kirche gegenüber dem modernen Giftgaskrieg nur ein grundsätzliches „Nein" sprechen. — Leider fiel der Redner zum Schluß seines Vortrages in einen unerfreulich demagogischen Ton.

Geradezu peinlich aber waren nach den Reden der drei geistlichen Herren die flachen und substanzlosen Ausführungen von Dr. Alfred Nossig, der das praktische und organisatorische Programm der Arbeitsgemeinschaft zu entwickeln versuchte, ohne recht verständliche Abgrenzung der Arbeitsgemeinschaft von anderen bestehenden Friedensbewegungen. — Ein Schlußwort von Stadtbaurat Dr. Leonhard Adler schloß die Kundgebung.

Berlin Hans-Joachim Schoeps

Vom Kampf gegen den Alkoholismus

Über die Zeit sind wir ja wohl hinaus, wo die Alkoholfrage lediglich als eine individual-ethische angesehen wurde. Wenn es heute hinsichtlich des Alkoholmißbrauchs in Deutschland besser aussieht als etwa vor 30 Jahren, so dürfte das weithin stärker gewordene Verantwortungsgefühl gegenüber der Volksgemeinschaft neben dem Sporteifer unserer Jugend dafür eine Hauptursache sein. Aber des Unerfreulichen und Besorgniserregenden ist noch mehr als genug. Mehr als 4 Milliarden Reichsmark jährliche Ausgaben für alkoholische Getränke innerhalb des deutschen Reichs, das ist eine erschreckende Zahl. Der Kampf gegen den Alkoholismus ist in Deutschland noch immer eine hochnotige Aufgabe. Das mächtige Alkoholkapital, dem die Presse aus begreiflichen Gründen bei uns im allgemeinen viel zugänglicher ist als den Alkoholgegnern, sorgt dafür, daß der Kampf nicht leicht zum Siege führt. Und die Gedankenlosigkeit der Menschen ist dabei sein stärkster Verbündeter.

Die 40. Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus (früher: „gegen den Mißbrauch geistiger Getränke"), die vom 11. bis 13. September in Frankfurt a. M. stattfand, hat wieder einmal versucht, eindringlich, sachlich, überzeugend auf die großen, ernsten Aufgaben hinzuweisen, die hier vorliegen. Der maßvollen Haltung des Deutschen Vereins entsprechend, war nicht etwa die Trockenlegung Deutschlands das hier verfolgte Ziel. Die Entschließung der Hauptversammlung, im Anschluß an einen Vortrag von Universitäts-Professor Dr. Keßler, Leipzig, über das Interesse von Handel und Gewerbe an der Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, betont ausdrücklich: „Nicht radikale Experimente und Verbote, sondern Selbsterziehung und Volksaufklärung können hier, zwar nur schrittweise, aber um so sicherer Erfolg bringen." — Aber sie spricht doch die Überzeugung aus: „Befreiung des deutschen Volkes vom Alkoholismus wird Arbeitsfreude und Arbeitskraft, Sparkraft und Kaufkraft des deutschen Volkes steigern, die Überzahl der deutschen Gewerbe beleben, den Zinsfuß senken, die Unfall-, Kranken- und Steuerlasten von Arbeitgebern, Angestellten und Arbeitern vermindern und eine beschleunigte Entlastung der deutschen Wirtschaft von Schuldzinsen und Tributen ermöglichen."

Dieselbe Hauptversammlung wandte sich in einer andern Entschließung gegen die Aufhebung der Polizeistunde und wies mit Recht darauf hin, daß die Aufhebung der Polizeistunde in schroffem Gegensatz stehen würde zu den erheblichen Beschränkungen, denen z. B. ein lebenswichtiges Gewerbe wie das Bäckereigewerbe im Interesse des Volkswohls unterworfen ist.

Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen des Berliner Polizei-Medizinalrats Hoffmann über den Alkoholeinfluß bei Verkehrsunfällen. Er wies die Meinung als irrig ab, daß geringe Alkoholmengen für die Kraftfahrzeugführer keine Gefahr darstellen. Gerade das Gegenteil sei der Fall, da diese geringen Mengen u. A. zu besonderer Aktivität ansporten und den Leichtsinn verstärkten. Auch die Wanderausstellung, die mit der Frankfurter Tagung verbunden war, beleuchtete in eindrucksvollen und überzeugenden Bildern und Zusammenstellungen die verhängnisvollen Zusammenhänge zwischen Alkoholgenuß, auch mäßigem Alkoholgenuß und Verkehrsunfällen, insbesondere Auto-Unfällen. Da Versammlung und Ausstellung von erfreulich zahlreichen Vertretern der Schutzpolizei besucht waren, so darf man wohl hoffen, daß gerade diese wichtigen Hinweise auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Insgesamt zählte die Wanderausstellung 25 468 Besucher.

Ganz besonders aber ist denjenigen Verhandlungen der Frankfurter Tagung ein nachhaltiger Erfolg zu wünschen, die sich mit dem dringend nötigen, schon lange in Vorbereitung befindlichen Bewahrungsgesetz befaßten. Die Trinkerfürsorge wartet sehnlichst darauf. Freilich wenn ihre Schützlinge und deren Angehörige den Segen des kommenden Bewahrungsgesetzes erfahren

sollen, dann darf dieses sich nicht auf gemeingefährliche Menschen beschränken. Und da es in der Trinkerfürsorge vor allem darauf ankommt, sich mit dem Rest von gutem Willen und wenigstens scheinbarer Freiwilligkeit des Alkoholkranken zu verbünden, so ist zu fordern, daß die Bewahrung auch ohne vorangegangene Entmündigung möglich sein muß. Denn die Entmündigung, die im Volksbewußtsein mit dem Odium der Freiheitsberaubung belastet ist, wirkt willenlähmend. Die Aussprache über diesen Gegenstand, zu dem Landesrat Dr. Andreae, Hannover, den Vortrag gehalten hatte, wurde durch Professor Dr. Polligkeit, Frankfurt a. M., den Vorsitzenden des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, auf eine beachtenswerte Höhe gehoben. Die Aussprache hatte zum Ergebnis, daß der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge mit dem Deutschen Verein gegen den Alkoholismus eine gemeinsame Kommission bilden wird, die die Fragen der Trinkerfürsorge im Rahmen des Bewahrungsgesetzes klären soll. Möchte uns endlich ein brauchbares Gesetz beschert werden, das uns hilft, die bedauernswerten willensschwachen, immer wieder rückfälligen Menschen vor sich selbst zu schützen und vor dem hoffnungslosen Zugrundegehen zu bewahren!

Frankfurt a. M. Wilhelm Lueken

Bücher und Schriften

Vergleichende Religionswissenschaft. Von Heinrich Frick. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig, de Gruyter u. Co. 1928. 135 S. Geb. 1.50 M.

Die vergleichende Religionswissenschaft bezeichnet Frick genauer als Typologie der Religion und versteht unter Typen sowohl die Stufen oder besser Stadien der verschiedenen als den Habitus oder immer gleichen eigentümlichen Charakter der einzelnen Religionen, zu denen dann noch die religiösen Urphänomene kommen. Die Stufen treten gleichzeitig auf (so die religiösen Bewegungen, die im 6. und 5. Jahrhundert in China, Indien, Israel und Griechenland stattfanden, von Persien ist bemerkenswerterweise keine Rede!) oder folgen wenigstens in derselben Ordnung aufeinander (so im Christentum und Islam). Auch die Ausdrucksformen, deren sich die Religionen bedienen, sind ähnlich: die Erfahrungen des Heiligen, die Aussagen über es, der Kultus, die „Auswirkung der Religion in die Lebensgestaltung hinein". Ferner erfolgt vielfach der „Schritt zur geprägten Religion"; es finden Stiftungen statt, die auf die Umgebung wie der Mittelpunkt bei einer Kristallisation wirken. Die Frommen „aus Berufung" und die Frommen „in Berufsausübung" stehen dann entweder nebeneinander, oder geraten in einen Gegensatz, oder die letzteren schließen sich an die ersteren an, oder sie entdecken als Reformatoren das Heilige von neuem. Außerdem breiten sich die Religionen aus, assimilieren sich andere oder nehmen von ihnen etwas herüber, wenn auch vielleicht nur als Aberglaube oder Volksbrauch, und gehen endlich unter. — Anderseits der einer religiösen Gemeinschaft eigentümliche Habitus geht auf das „erste Lied" zurück, in dem sich das Heilige im Sinn der Stiftung verkörpert hat. Die „Durchbruchsstelle des Unsichtbaren in der Sichtbarkeit" ist verschieden und ebenso die Vorstellung von der „Krisis des Menschen", seiner „Verlorenheit ohne Heil". Für die Gottesvorstellung werden nach Söderblom die drei Wurzeln des Animismus, Macht- und Urheberglaubens angenommen, aber nur für „kürzere Strecken", als es jener tut. — Endlich die Urphänomene sind zunächst der katholisch-protestantischen Zwiespalt", d. h. der Streit um „nur Glaube" oder „Glaube und auch Werke", ferner die Polarität zwischen gläubiger und mystischer Frömmigkeit als verschiedenen Möglichkeiten das Rationale und das Mystische zueinander in Verhältnis zu setzen, und „die Alternative der Symbolisierung im Raum und in der Zeit", wie sie auf der einen Seite in der Mystik, auf der andern im Glauben stattfindet. — In einem Schlußabschnitt wird die vergleichende Religionswissenschaft als theologische Disziplin nochmals gegenüber Harnacks bekannten Bedenken gerechtfertigt; ausführlicher war das in den beiden Vorträgen geschehen, die Frick auf dem ersten Theologentag in Eisenach hielt.

Man wird dem allen, von untergeordneten und deshalb hier nicht erwähnten Einzelheiten abgesehen, zustimmen können und die Ausführungen Fricks deshalb für sehr verdienstlich erklären müssen. Nur fragt es sich, ob sie, da es zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung einer eingehenden Kenntnis der Religionsgeschichte bedarf, wirklich in die Sammlung Göschen paßten. Um so mehr verdienen sie der Beachtung auch der Fachleute empfohlen zu werden. Carl Clemen

Die evangelische Weltmission. Von J. Witte. 2. Aufl. 1928. (Religionskundliche Quellenbücherei, herausgegeben von Prof. Oppermann-Meiningen.) Leipzig, Quelle u. Meyer. 65 S. 1 M.

Es mag dahingestellt sein, ob die vom Verfasser in seiner Einführung erwähnte Kritik an der ersten Auflage dieses Heftes sachlich berechtigt ist oder mehr gekränktem Ehrgeiz gewisser Missionsgesellschaften entspringt, die sich nicht genügend berücksichtigt glauben. Der unbefangene Leser wird sagen müssen: auf vier Druckbogen hat Witte hier eine sehr gute Auswahl von Berichten der verschiedenen Missionsgebiete (Afrika, Indien, China) gegeben, die er der einschlägigen Missionsliteratur entnahm. Er bietet also — nach Missionsfeldern und Sachgruppen geordnet — Texte aus der Missionsliteratur. Man gewinnt einen lebhaften Eindruck von der Schwierigkeit, biblische Begriffe in Negersprache zu übersetzen, so daß sie den Primitiven auf ihre Art verständlich werden, man erfährt, welch erschütterndes Elend die Aussätzigen leiden, und wie ihnen das Leben erträglicher gemacht wird, man liest von Christenverfolgungen und Beweisen von Glaubensmut, der dem Gros der abendländischen Nennchristen sicherlich nicht eigen ist, und fühlt sich durch diese sachlichen, von jedem falschen Pathos und falscher Erbaulichkeit freien Textstücke wirklich erbaut in dem Gefühl, daß die Sache Gottes auf neuem Boden doch schöne Früchte trägt.

Nicht nur der reiferen Jugend dient dieses Buch. Es enthält für den Pfarrer gutes Material für Bibel- und Missionsstunden. Man sollte es recht vielen Laien, und gerade der Bibel Entfremdeten geben. Vielleicht daß sie durch dieses Zeugnis der bisher Verachteten und Elenden, die glücklich geworden sind, sich mit Beschämung auf ihren ungenutzten Reichtum besinnen! Ein Verzeichnis empfehlenswerter Missionsschriften ist für solche beigegeben, die mehr erfahren möchten. Erich Fascher

Zinzendorfs Weltbetrachtung. Eine systematische Darstellung der Gedankenwelt des Begründers der Brüdergemeine. Fünf Vorträge. Von Otto Uttendörfer. Berlin, Furche-Verlag 1929. 352 S. 9, geb. 10 M.

La catholicité du monde chrétien d'après la correspondance inédite du comte Louis de Zinzendorf avec le cardinal de Noailles et les évêques appelants 1719—1728. Par Alice Salomon. (Cahiers de la Revue d'histoire et de philosophie religieuses publiés par la Faculté de l'Université de Strasbourg, No. 17.) 80 S. Paris 1929. Auslieferung für Deutschland: Missionsbuchhandlung in Herrnhut (Sachsen) 2 M.

Mit Uttendörfers Buch ist die Zinzendorf-Forschung ein wesentliches Stück weiter gekommen. Es gibt Antwort auf eine Frage, die in der Arbeit der letzten Jahrzehnte des öfteren aufgetaucht ist. Nachdem zuerst Hermann Plitt die Theologie Zinzendorfs (1869/1874) der Auffassung eines Zeitalters kirchlicher Restauration angeglichen hatte, hatte Bernhard Becker die eigentliche geschichtliche Aufgabe energisch in Angriff genommen (1886, 1900*) und „Zinzendorf und sein Christentum im Verhältnis zum kirchlichen und religiösen Leben seiner Zeit" dargestellt. Aus den Kämpfen um eine neue Verfassung und Theologie, die die Brüdergemeine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchzumachen hatte, ist es zu verstehen, daß diese objektive historische Untersuchung auf die positive und negative Auseinandersetzung mit der Aufklärung und auf die Kirchenverfassungspläne den Hauptnachdruck legte. Im neuen Jahrhundert hat dann die geistesgeschichtliche Erforschung der Romantik und insbesondere der Lebensgeschichte Schleiermachers (hier ist besonders der Name Samuel Eck's in Gießen zu nennen) Zinzendorf als einen Vorläufer dieser Richtung erkennen lassen. Uttendörfers Arbeit ist ein Versuch, Zinsendorfs Weltbetrachtung von dieser historischen Perspektive aus zu erfassen. Der Graf wird so zum Begründer einer Philosophie des Lebens, die es ermöglicht, das organische Walten des Geistes zu verstehen und doch zugleich der Mannigfaltigkeit der Individualitäten gerecht zu werden. Von hier aus ergibt sich eine Geschichtsauffassung, die das Prinzip der organischen Entwicklung, wie es etwa später für die historische Schule grundlegend geworden ist, schon vorwegnimmt, und eine Psychologie der Einfühlung in die verschiedenartigsten Gestaltungen, die uns die großen seelsorgerlichen und pädagogischen Erfolge Zinzendorfs verständlich macht. Eine direkte Folge seiner Idee von der lebendigen Einheit in der Mannigfaltigkeit ist seine Tropenlehre, mit deren Hilfe er die Stellung seiner Gemeinde innerhalb der Kirchengeschichte ausdrückt — vielleicht die bedeutsamste Entdeckung, die er gemacht hat, an die die kirchliche Verfassungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert nicht hinan-, geschweige denn über sie hinausgekommen ist. Das innere Leben der Gemeinde, der „Gemeingeist", richtet sich ebenfalls nach jenem Ideal. Es tritt bei Uttendörfer immer wieder stark hervor, daß bei Zinzendorf Einheit und Mannigfaltigkeit rein religiös verstanden sind; es ist der heilige Geist, der beides wirkt. Wie Eck schon gesehen hat, ist der moderne Individualitätsbegriff, den innerhalb des deutschen Idealismus vor allem die Romantik geprägt hat, auf dem Boden der brüdergemeindlichen Frömmigkeit gewachsen.

Aber es liegt doch darin zugleich ein Gegensatz Zinzendorfs zu dieser späteren Entwicklung beschlossen. Was hier in säkularisierter Form sich Geltung verschafft, ist dort noch ganz im Bezirk des Heiligen eingehüllt, sucht wohl die Welt in diesen Bezirk hineinzuziehen und damit zu verwandeln, nimmermehr aber sie zu „betrachten". Und damit sind nun auch die Fragen gegeben, die die Kritik an Uttendörfers Arbeit zu richten hat: Wird von ihm Zinzendorf nicht zu nahe an den deutschen Idealismus herangerückt? Wird eine eigentümliche religiöse Erlebniswelt säkularisiert, so wird sie in ihr Gegenteil verkehrt; es kann von ihr aus vielleicht die neue Form in ihrer Andersartigkeit verstanden, nimmermehr aber kann von der Abart aus das Ursprüngliche in seiner Eigenart erfaßt werden. Kann man einem Manne wie Zinzendorf gerecht werden, wenn man von seiner „Weltbetrachtung" ausgeht? Gewiß sieht Uttendörfer sein Werk

nur an als eine „Vorarbeit für weitere Forschungen hinsichtlich seiner (Zinzendorfs) religionsphilosophischen und theologischen Grundgedanken" (S. 14); und teilweise ist diese Selbsteinschätzung noch zu bescheiden, denn die Fülle des von ihm erstmalig erschlossenen und in breiter Fülle mit der Darstellung verbundenen Quellenmaterials wird seinem Werke dauernden Wert verleihen. Aber ich fürchte, daß, wenn man sich nun an die Theologie Zinzendorfs macht, man sein eigentliches Anliegen nicht mit Hilfe einer organischen Philosophie und des romantischen Individualitätsgedankens treffen kann, daß also für diese Hauptarbeit Uttendörfer die Grundlagen nicht gelegt hat. Überhaupt wird es dafür noch weiterer historischer Arbeit bedürfen, die vor allem die Linien nach rückwärts ins 17. Jahrhundrt hinein zieht, Zinzendorf wie Arndt und Böhme von Luther und der Mystik aus zu begreifen sucht.

In diese Richtung weist die sorgfältige Quellenausgabe A Salomons. 44 Briefe von und an Zinzendorf, die sich meist mit französischen Angelegenheiten beschäftigen, sind hier gesammelt. Die Stellung des Grafen zur antiromischen Kirchenpolitik der Jansenisten und zu der eigentümlichen Form quietistischer Mystik, wie sie in diesen vornehmen Kreisen der französischen Hauptstadt gepflegt wurde, rückt dabei in ein helles Licht. Daß Zinzendorf selber, trotz gelegentlichen Anpassung an quietistische Redeweise sich seiner Eigenart bewußt war, zeigen die erstmalig veröffentlichten Urkunden für seinen längst bekannten Versuch, Arndts wahrem Christentum mit Hilfe seiner französischen Freunde in der romanischen Welt Eingan zu verschaffen. Hier ist ein Hinweis für die Forschung, den Einfluß Arndts und damit der durch das deutsche Luthertum hindurchgegangenen Mystik auf Zinzendorf näher zu bestimmen.

Wilhelm Maurer

Friedrich Naumanns soziale Gedankenwelt. Von Johannes Schneider, Lic. theol. Dr. rer. pol. Berlin, Furche-Verlag (1929). 173 S. 5, geb. 6 M.

Dies Buch enttäuschte mich durch sein überflüssiges Eingangskapitel: wie oft ist diese Welt der christlich-sozialen Anfänge schon beschrieben worden; das neuerdings zu tun hat nur ein Recht, wer etwas Besondres davon zu sagen hat; was Schneider bietet, findet man ungefähr in jedem besseren Lexikon. Aber etwa von Anm. 96 an (S. 64) bekommt die Arbeit Substanz. Und man ist dem Verfasser dankbar, daß er als Nationalokonom beschreibt und urteilt, den Theologen bei Seite lassend. So gibt er das Resultat ernster wissenschaftlicher Studien, und leistet uns, die wir an Naumann immer vornehmlich seine Ideologie schätzen, erwünschte Hilfe zum Verständnis seiner Realpolitik. Da der Text durch reichliche Anmerkungen unterstützt ist, dient es dem Suchenden noch über sich selbst hinaus.

Rade

Vom Wesen der Sozialen Fürsorge. Von Dr. Else Wex. Carl Heymann, Berlin 1929. 48 S. 2 M.

In zwei einleitenden Abschnitten wird der Begriff der Sozialen Fürsorge erörtert und gegen die Sozialpolitik abgegrenzt. „Sozialpolitik erstrebt Schutz und Versorgung der Massen, für die Soziale Fürsorge ist das eigentlich Charakteristische die ‚Individualfürsorge', die den Bedürfnissen des Einzelnen angepaßte Fürsorge." Oder anders ausgedrückt: die Sozialpolitik hat es überwiegend mit dem leistungsfähigen Teile der Bevölkerung zu tun. Sie ist weitgehend auf organisierte Selbsthilfe eingestellt. Die Soziale Fürsorge dagegen befaßt sich mit Menschen, die zur Selbsthilfe noch nicht oder nicht mehr fähig sind. — Das 1. Kapitel behandelt sodann die „Elemente der Fürsorge". Hierunter werden erörtert: der Hilfsbedürftige in seinen verschiedenen Abarten, sowie die Ursachen der Hilfsbedürftigkeit; die Wesensformen der Fürsorge; die Motive der Fürsorge, die teils „sozialer" Art sind und auf dem Hilfs- oder Pflegetriebe, sowie auf dem Solidaritätstriebe beruhen, teils „politischer" Art und auf den Motiven der Abwehr und Ordnung, des Selbstschutzes der Gruppe beruhen; der Fürsorger nach seinem sozialen, ganz aus der „Hinwendung zum fremden Leben" (Spranger) zu verstehendem Typ, wie nach seinem politischen, vom Gedanken des Dienstes an der Gemeinschaft beherrschten Typ. Ausführlich wird dabei auch von den Kraftquellen für den höchste Anforderungen stellenden Dienst des Fürsorgers gehandelt und der Wert der religiös-karitativen Gesinnung für Persönlichkeit und Wirken des Fürsorgers betont. In Jesus sieht die Verfasserin den Typ des sozialen Menschen „ganz rein und ohne Beimischung, fern von jedem Machttrieb" verkörpert. Leider liegt viel Wahrheit in den folgenden Ausführungen: „Dagegen ist überall dort, wo das Christentum kirchlich wird und nunmehr bedacht sein muß auf Erhaltung und Ausbreitung seiner Institutionen, diese Beimischung von Machttrieb zu verspüren. Selbst in einer Gestalt wie Wichern erscheint neben dem sozialen Moment eine der Machtsphäre entnommene Beimischung, wenn er den Nebenzweck verfolgt, durch soziales Tun die gedrückten Schichten der Kirche zurückzugewinnen" (S. 22). — Nachdem noch die Mittel der Fürsorge behandelt worden sind, erörtert das 2. Kapitel die organisatorischen Formen der Fürsorge, um im 3. Teile die soziologische Bedingtheit der Sozialen Fürsorge durch andere Kulturinhalte und Gesellschaftsgebilde zu untersuchen. Religiöse, philosophische und politische Vorstellungen spielen neben anderem hier eine Rolle. Besonders untersucht werden hier die Beziehungen zwischen Wirtschaft und sozialer Fürsorge und zwischen dieser und dem pädagogischen Ethos. Hier können wir besonders dankbar sein für folgende Feststellung: „Die ethische Grundeinstellung ist schließlich ganz unentbehrlich für den einzelnen Fürsorger. Das Verantwortungsbewußtsein findet seine tiefste Verankerung nur in einer religiösen Grundbesinnung, in der die Verantwortung als absolut erscheint und durch keine Reflexion mehr abzumildern ist" (S. 41). Wird so der Fürsorger zum Erzieher, zum Seelsorger, so ist für uns zu fragen, ob nicht der Pfarrer der sozialen Fürsorge viel mehr Aufmerksamkeit schenken müßte als es leider oft geschieht. Es besteht ein tiefer innerer Zusammenhang zwischen der seelsorgerlichen Tätigkeit des Pfarrers und der Arbeit des Fürsorgers. — Abschließend wird den Beziehungen der sozialen Fürsorge zu Staat, Gesundheitsfürsorge, Sozialversicherung und Selbsthilfeorganisationen nachgegangen. Die ganze Untersuchung läßt deutlich werden, daß „in der individualisierenden Methode die Stärke und zugleich die Berechtigung, aber auch die Grenze der Fürsorgearbeit liegt".

Die kleine, aber inhaltreiche Schrift bildet den ersten Versuch einer „Lehre von der Sozialen Fürsorge". Sie ist ausgezeichnet durch saubere Begriffsbildung, umsichtige Erörterung der Probleme und geistige Beherrschung des Stoffes, so daß die Lektüre für den Theoretiker wie den Praktiker der Wohlfahrtspflege gewinnbringend ist.

Ulrich Altmann

Die Entwicklung der Sozialen Fürsorge in Deutschland (1914 bis 1927). Von Dr. Else Wex. Berlin, Carl Heymann 1929. 84 S. 3 M.

In vier Kapiteln werden geschildert: Not und Hilfe in der Vorkriegszeit; Krieg und Inflation in ihrer Bedeutung für die Fürsorge; die Krise der öffentlichen Wohlfahrtspflege; Wandlungen in der Wohlfahrtspflege. — Die Vorkriegszeit zeigt ein zahlenmäßiges Überwiegen der privaten, freilich oft planlosen Wohlfahrtspflege. Durch den Krieg (Kriegsunterstützungen, Tätigkeit des Nationalen Frauendienstes) und die Inflation mit ihren verheerenden Folgen wird die Wohlfahrtspflege immer mehr als öffentliche Angelegenheit erkannt und weitgehend kommunalisiert. Hiermit ist zugleich eine Bürokratisierung der Fürsorge verbunden. Der Kommunalisierung sucht sich die freie Wohlfahrtsarbeit, die nach Wiederherstellung der festen Währung neu erstarkt ist, nach Kräften zu erwehren. In diesem Abwehrkampf kommt es zu einer weitgehenden Vertrustung der verschiedenen Zweige der privaten Fürsorge. Als Hauptergebnis der Entwicklung seit 1914 ist vor allem das Hervortreten einer neuen Fürsorgegesinnung anzusehen, deren Entstehung im einzelnen geschildert wird. Sie führt dann ihrerseits zu einem organisatorischen Neubau und zur Anwendung neuer Mittel und Methoden in der Fürsorge.

Die Lektüre des ruhig und sachlich geschriebenen Büchleins ist für Jeden wertvoll, der irgendwie auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge tätig ist, denn die Kenntnis ihrer Entwicklung seit 1914 hilft uns zum Verständnis der hier heute für uns vorliegenden Aufgaben und Probleme.

Ulrich Altmann

Die Wohlfahrtsgesetzgebung in den außerdeutschen Staaten Europas. Von Dr. Hermann Stöhr. Dahlem, Wichernverlag 1928. 110 S. 3 M.

Die Schrift gibt eine kurze Übersicht über die gesetzlichen Grundlagen der Wohlfahrtspflege in den außerdeutschen Staaten Europas. Theoretiker wie Praktiker der Wohlfahrtspflege werden es dankbar begrüßen, daß ihnen hier in knappster, übersichtlicher Weise eine Darstellung der verschiedenen nationalen Systeme der gesetzlich geregelten Wohlfahrtspflege, sowie der wichtigsten einzelnen Fürsorgegebiete außerhalb Deutschlands gegeben wird. Bei einer Neubearbeitung sollte die amerikanische Wohlfahrtsgesetzgebung mit in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

Ulrich Altmann

Staatsbürgerliche Arbeit deutscher Frauen 1865 bis 1928. Von Dr. Else Wex. Berlin, F. A. Herbitz 1929. 127 S. 3.50 M.

Das außerordentlich fesselnde Buch gibt einen Einblick in die jahrelange staatsbürgerliche Erziehungsarbeit die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein und seinen Führerinnen für die Frauenwelt geleistet worden ist. Man kann nur dankbar sein, daß bei uns nicht die Forderung des Frauenstimmrechtes am Anfang der Bewegung agitatorisch in den Vordergrund gestellt worden ist wie etwa in England, sondern daß der Weg einer Erziehung der Frauen zur Übernahme von öffentlichen Pflichten, von Aufgaben in Gemeinde und Staat gewählt wurde. Dadurch fand die Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen bei der Neuordnung unsres politischen Lebens einen großen Kreis darauf innerlich vorbereiteter und für die dadurch erhaltene Verantwortung gerüsteter Frauen. Vielleicht darf man sagen — wer in der Wohlfahrtspflege steht, wird es bestätigen — daß in gewissen Schichten unsres Volkes heute die Frauen staatsbürgerlich besser geschult und vorbereitet sind als viele Männer. — Es ist zu wünschen, daß das vorliegende Buch recht eifrig gerade von Männern gelesen wird. Es wird unsre Achtung vor der Frau und unsre Wertung ihrer für die Allgemeinheit wichtigen staatsbürgerlichen und menschlichen Tüchtigkeit steigern, zugleich aber uns die Bedeutung einer staatsbürgerlichen Erziehung für alle Kreise unsres Volkes zum Bewußtsein bringen.

Ulrich Altmann

Evangelische Gefährdetenfürsorge. Von Dr. Ellen Scheuner, Dahlem, Wichenverlag 1928. 174 S., 3,50 M.

Das Büchlein ist geeignet, für die durch das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten teilweise auf eine neue Grund-

lage gestellte Gefährdetenfürsorge in weiteren Volkskreisen Interesse und Verständnis zu wecken, das zur Mitarbeit auf diesem besonderen und schwierigen Gebiet der Wohlfahrtspflege willig macht. In der Übersicht über die evangelische Gefährdetenfürsorge fehlen leider nicht direkt zur Inneren Mission gehörige Organisationen und Einrichtungen. Ulrich Altmann

Volksgesundung durch Siedlung! Von G. Bonne. Eine christliche und soziale Notwendigkeit. (Christliche Wehrkraft Bd. 5.) München 1928. 99 S. 1.50 M.

Einer, der seit 50 Jahren gegen das Wohnungselend und die Verschlechterung der deutschen Rasse als Arzt und Volksfreund gekämpft hat, erhebt hier — gestützt auf neueste Zahlen einer grauenhaften Statistik — noch einmal seine warnende Stimme. Er schreibt aber nicht bloß, um Andere zu begeistern, er berichtet auch nüchtern, wie und wo er Siedlungen geschaffen hat und zu welchen Preisen er — unermüdlich bessernd an seinen Modellen — armen Arbeitern Häuser gebaut hat. Grundrisse und Ratschläge werden mitgeteilt, so daß jeder Interessent eines Eigenheims auf seine Kosten kommt bei der Lektüre. Bonne hat viele Minister (z. B. den Fürsten Bülow) von der Notwendigkeit und Richtigkeit seiner Sache überzeugt. Im alten Deutschland geschah fast nichts, was geschieht im neuen? Ist es nicht schamenswert, daß in Berlin mehr Menschen in ein Haus gepfercht sind als in London? Daß wir für Rauschgifte und Krankenanstalten jährlich zirka acht Milliarden umsetzen, von denen ein großer Teil besser für Siedlungen — dem besten Mittel gegen kranken Nachwuchs — verwendet würde? Man gibt dem greisen Verfasser recht und dankt ihm für seine zähe Ausdauer und seine praktisch vorbildliche Arbeit. Wann werden aber Minister von heute von der theoretischen Zustimmung zur praktischen Ausführung schreiten? Werden sie den Mut aufbringen, einflußreichen Interessenten und einem in Genußsucht verweichlichten Volk mit fester Hand neue Wege zu weisen? Produktive Anlage statt unproduktive Genußsucht fördern? Oder warten wir erst, bis die Feindeshand uns erneut mit hartem Druck zu Dingen zwingt, die wir freiwillig nicht wollen? Erich Fascher

Erfolglose Jugend. Not und Ausblick. Von Hans Pfortner. (Dritter Band der Bücherfolge Christliche Wehrkraft.) München, Paul Müller 1928. 114 S. 1.50 M.

Nach dem Vorwort, in welchem Verfasser bescheiden von seinen Absichten mit dieser Veröffentlichung spricht, erwartet man diese Fülle packender Augenblicksbilder aus dem Leben der heutigen Jugend, diese feinen seelsorgerlichen Ratschläge und präzisen Desinitionen christlicher Charaktereigenschaften nicht. Es ist ein für den Pfarrer wie Lehrer sehr anregendes und für den Unterricht wie seelsorgerliche Beratung sehr hilfreiches Buch, das seinen Vorzug in wirklicher praktischer Erfahrung hat, aus dem man lernt, wie man christlich lebt. Also mehr wert als viele Abhandlungen über das Wesen des Christentums oder die Theorie christlicher Lebensführung. Keiner, der es liest, wird enttäuscht sein. Weil hier wirklich das Leben selbst spricht, muß Jeder es lesen, der sich mit der augenblicklichen Lage unserer Jugend beschäftigt. — Man tut gut, dieser neuen Bücherreihe seine Aufmerksamkeit zu schenken. Erich Fascher

Das deutsche Volkslied. Von Alfred Götze. Leipzig, Quelle und Meyer 1929. 130 S. 1.80 M.

In dem in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" erschienenen Bändchen gibt der Verfasser einen Überblick über eines der interessantesten und umstrittensten Gebiete der Volkskunde. Er schildert darin Wesen und Entwicklung des Volksliedes und sein Leben in Vergangenheit und Gegenwart. Von besonderer Bedeutung scheinen mir seine Erörterungen über den Begriff und den Stil des Volksliedes zu sein und seine Ablehnung der vielfach vertretenen Ansicht vom Untergang des Volksliedes. Vielmehr geben dem Verfasser die gerade neuerdings zahlreich erschienenen Sammlungen die Gewähr, daß sich das Volkslied gegen seine neuzeitlichen Feinde, das Kunstlied und den Gassenhauer, behaupten wird. Die lebendige Darstellung und die Fülle der erläuternden Beispiele machen das Büchlein besonders geeignet zu einer ersten Orientierung über die strittigsten Fragen. Gerhard Schümer

Schiller, seine geistige und künstlerische Entwicklung. Von Heinrich Borcherdt. Leipzig, Quelle und Meyer 1929. 164 S. 1.80 M.

Es ist keine leichte Aufgabe, auf so knappem Raum einen Abriß von Schillers künstlerischer und geistiger Entwicklung zu geben und dabei doch selbständige Wege zu gehen. Und doch ist es dem Verfasser gelungen. Unter Verzicht auf das Biographische legt er den Hauptwert auf eine Darstellung des dichterischen Schaffensprozesses, die er durch feinsinnige Analysen der einzelnen Werke ergänzt. Neu ist namentlich die Deutung von Schillers Jugendzeit, die Trennung seiner Jugendwerke von denen des Sturmes und Dranges, die meines Wissens in dieser Schärfe hier zum ersten Male vorgenommen ist. Das ganze Schaffen von den Räubern bis zum Demetrius sieht er vom Schillerschen Urerlebnis her, dem sieghaften Glauben an die Macht des Göttlichen und an ihre Auswirkung in der sittlichen Idee der Menschheit. Ob sich diese These allerdings so restlos durchführen läßt, wie Borcherdt glaubt, scheint mir doch zweifelhaft. Aber anregend ist sie, wie überhaupt das ganze Büchlein. Gerhard Schümer

Das Gotteserlebnis in Hebbels Dramen. Von Leopold Blaustein. Berlin, Reuther und Reichard 1929. 68 S. 4 M.

Diese Schrift gibt eine Analyse des Gotteserlebnisses Hebbelscher Dramenfiguren, die im Einzelnen sicher manche gut gelungene Charakteristik auch der Nebenfiguren enthält. Aber eigentlichen Wert erhalten solche Untersuchungen doch erst, wenn sie einen Beitrag zum Gotteserlebnis des Dichters bieten, wenn sie zeigen können, wie weit das Einzelne für Hebbel charakteristisch ist. Das setzt also eine eingehendere Analyse des Hebbelschen Gotteserlebnisses voraus, als es der Verfasser im Anhang versucht hat. Darum haftet der Arbeit etwas Beziehungs- und Zusammenhangloses an, so daß die Lektüre trotz mancher wertvoller Einzelanalysen doch unbefriedigt läßt. Gerhard Schümer

Heinrich Lilienfein. Seine geistige Gestalt. Von Rudolf Germann. Stuttgart, J. G. Cotta 1929. 112 S. 3.50, geb. 6 M.

Zum 50. Geburtstag Lilienfeins am 20. November 1929 hat Rudolf Germann eine von sicherer Einfühlung zeugende Darstellung des bisherigen Lebenswerkes des Dichters gegeben, das fast ausnahmslos im Cotta'schen Verlag erschienen ist. Biographische Einzelheiten werden nur kurz berührt und statt dessen genaue Analysen aller bedeutenderen Dramen und Erzählungen des Dichters gegeben. Der innere Entwicklungsgang Lilienfeins, der, von Schopenhauer, Nietzsche und den Weimarer Klassikern beeinflußt, zu einem metaphysischen Individualismus, d. h. zur Setzung des Individuums als höchsten Wertes, als letzten Trägers des Seins, gelangt, wird geschildert, und als das Hauptthema der Dramen und Erzählungen des Dichters wird herausgestellt der unter Kämpfen und Leiden sich vollziehende Schicksalsweg des Helden „aus Selbstverkennung zur Klarheit über sein ureigenstes Selbst und zum handelnden Bekennen dazu gegen alle Verrungsversuche".

Möge die wertvolle Schrift dazu beitragen, dem Dichter Lilienfein neue Freunde zu werben und recht viele dazu führen, sich mit den Werken dieses innerlichen, feinen, sympathischen Künstlers zu beschäftigen, dessen Dichtungen auch da, wo die Gestaltungskraft hinter dem Gestaltungswillen zurückbleibt, immer anregend und vertiefend wirken. Ernst Walter Schmidt

Vom Pfarrer der Landeskirche zum Priester der Christengemeinschaft. Ein Werdegang. Von August Pauli. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1928. 108 S. 2.50, geb. 3 M.

Man könnte die Vorrede einfach ausschreiben. Der Verfasser sieht genau die Bedenken, die seinem Unternehmen entgegenstehn. Die Brüder und Schwestern von der Christengemeinschaft werden seinen Werdegang zum Priester ihrer Gemeinschaft gern mit durchleben, als eines, der durch viel Umwege zum Ziel findet. Für uns Außenstehende ist der Beweis, daß diese andauernden Wanderjahre so enden mußten, nicht geführt. Es klafft für uns eine Lücke zwischen den vorderen 90 Seiten und der Beschreibung der Menschenweihehandlung auf den letzten 20. Die Bekehrung ist nicht motiviert, sie wirkt wie ein Zufälliges. Aber die Schrift ist dennoch wertvoll. Ein eigener Mensch, der sich selbst treu bleiben muß und der überall aneckt, sich wund reibt, dem es nur zu gönnen ist, wenn er nun seinen Frieden gefunden hat. Manches feine und tapfere Wort bekommt man zu lesen, von einem, der viel erlebt und immer neu sein Leben eingesetzt hat. Was für Zustände der „Landeskirche" erlitt er an seiner Seele, mochte er das „Land" noch so oft wechseln! Es ist ihm bei seiner Niederschrift nicht um seine Person, sondern um die Sache, die heilige Sache zu tun. Rade

Leib. Seele. Einheit. Von Hans Prinzhorn. Ein Kernproblem der neuen Psychologie. Potsdam, Müller u. Kiepenheuer 1928. 201 S. 3,30 M.

Das 19. Jahrhundert hatte den Körper mechanisiert und die Seele intellektualisiert. Jetzt suchen Biologie, Medizin und Psychologie wieder einen gemeinsamen Wurzelboden. Hans Prinzhorn will ihn geben. Er geht aus von Goethe, Carus, Nietzsche und Klages. Er versucht mit Hilfe von Charakterologie und Ausdruckskunde (dabei stützt er sich wesentlich auf Klages) eine neue Lehre vom Menschen aufzustellen, die Lehre von der vollkommenen Leib-Seele-Einheit. Vor allem weist er nach, daß von Nietzsche zwei neue Erkenntniswege ausgegangen sind: die Psychologie (Freud, Adler, Jung) und die Charakterologie (Ludwig Klages).

Das Buch gibt einen sehr guten Überblick über die Gesamtsituation der Psychologie von 1927. Aber das Buch ist noch keine Lösung der letzten Probleme, und es führt uns noch nicht auf den Weg zu den neuen Ufern. Es orientiert vorzüglich, aber es weckt noch nicht den Glauben, der Berge versetzt.

Karl Strünckmann

Grundstock einer Bibliothek. Von Dr. Herbert Nette. Friedrichssegen an der Lahn, Folkwang-Aurigaverlag 1928. 173 S. 2.50 M.

Der Verfasser legt mit Sorgfalt und Sicherheit den Querschnitt durch den geistigen Zustand der heutigen Welt und stellt aus der überreichlichen Fülle der Bücher eine eiserne Ration zusammen, eine Arbeit, die — trotz der vorhandenen literarischen Ratgeber — notwendig und nützlich ist. Nicht nur, weil sie sich ausschließlich der wissenschaftlichen Literatur zuwendet (die vorhandenen Ratgeber sind ja meist belletristischer Art), sondern vor allem als Versuch, das Buch nicht in den Plural „die Bücher", sondern „die Bibliothek" zu übertragen, die Eklektik irgendwie positiv und fruchtbar zu gestalten und so zu zeigen, daß eine Bibliothek als Ausdruck der Persönlichkeit des Lesenden etwas durchaus Eigen-Artiges ist,

daß zwar unser Wissen und dadurch unsere Bibliothek umfänglich und vielgestaltig, aber im innersten Wesen organisch und einheitlich sein muß, wenn der einseitigen Fachbildung und der seichten „allgemeinen" Bildung ausgewichen werden soll. Selbstverständlich ist der „Grundstock" nicht schlechthin vorbildlich in dem Sinne, daß man nach den angegebenen Titeln sich seine Bibliothek nach und nach aufbauen soll. Damit wäre das Gegenteil des vom Verfasser Gewollten erreicht. Vorbildlich ist der „Grundstock" als Wegweiser, der die Gesamtrichtung zeigt, nach der hin eine Bibliothek „orientiert" sein soll, und die einzuschlagen nicht nur möglich, sondern notwendig ist, wenn man dem Menschen und Buche helfen will — wie das ja gerade in der letzten Zeit so häufig gefordert wurde. Diese Hilfe kann nicht aus offiziösen Feierlichkeiten erstehen, sondern nur aus einer neuen und innigen Verwachsung des Lesers mit seiner Bibliothek. Indem der „Grundstock" die Linie aufzeigt, die nach diesem Ziel hinführt, wird er aus einer negativ-kritischen zu einer positiv-aufbauenden Leistung, zu einem Werk, dem man eine weite Verbreitung wohl wünschen möchte. Walther Scheunemann

Für Weihnachten

(womit nicht gesagt sein soll, daß unter dem Vorbedachten nicht auch Bücher wären, die sich zu Weihnachtsgeschenken eignen)

Spiele und Lieder zur Weihnacht

Es ist erfreulich, daß sich Verleger, Musiker und Dichter immer mehr und ernster um die Verhältnisse der mancherlei Weihnachtsfeiern kümmern und Werke schaffen, die in ihrem Aufbau und ihren Anforderungen einfach und zugleich in jeder Hinsicht gut sind. Wenn man zwar sieht und erfährt, was trotzdem ringsumher in Stadt und Land in dieser besonderen Zeit des Jahres über die Bühnen und durch die Schulstuben und Kirchen geht, dann weiß man, daß es recht zweckvoll ist, immer wieder einmal das Gute und zum Teil Bedeutende, das mit leichten Mitteln zu erreichen und auszuführen ist, zu erwähnen und zu empfehlen.

Mir liegen Stücke des Verlages Robert Reibenstein in Berlin-Lichterfelde, Drakestraße 68 vor, der sich Spezialverlag für Weihnachtsmusik nennt — und wenn ich beispielsweise das „Kleine Weihnachtsoratorium" von Richard Fricke durchsehe und gleich zu Anfang das Präludium zu „Vom Himmel hoch" von Joh. Seb. Bach, weiter die Hirtenmusik aus dem Messias von Händel finde, dann bin ich in der Sphäre, die ich mir für die Schul- und Kirchenweihnachtsaufführungen wünsche, in dem Bereich wahrer, echter, seelisch tiefer Musik. Volkslieder und Choräle dieses so überaus einfachen Stückes, das nur den biblischen Text musikalisch umrahmt und deutet, sind ausnahmslos in neuer oder alter einwandfreier, sehr schöner Bearbeitung da. — „Willekomen Weyhenacht" ist ein größeres Werkchen (Hellmut Habersbrunner als Text- und Willy Herrmann als Musikgestalter), in dem gleich zu Anfang auch die Namen Giuseppe Valentini (für das Largo und Presto wie ein wunderbares Pastorale), Barthold Helder, Valentin Molitor, Joh. Seb. Bach stehen. Hier ist Kunst gegenüber dem süß-sentimentalen Zeug, das immer noch mit Erfolg vertrieben wird. Auch der Text von Habersbrunner, der Dramaturg in München war, ist gut, frei von jedem gemachten Gefühl, von zartem Gepräge und also in seiner Wirkung echt und deutsch. Ich weiß nicht, ob es sonst noch irgendwo Werke wie diese gibt, denen sich das bekannte „Bübchens Weihnachtstraum" von Gustav Falke und Engelbert Humperdinck, das heute durch Willy Herrmann bearbeitet für Schulorchester und auch in einer Bühnenbearbeitung mit einigen neuen Einlagen vorliegt und in ganz besonderer Weise auch „Die Engelreise", Text von Ludwig Hamann und Musik von Karl Reinecke anschließen. Die Engel sind allenthalben weihnachtlich beschäftigt, in Knecht Ruprechts Haus wie auf der Erde, und die Lieder: Weihnacht im Walde z. B., dann das Schneeflockenlied, das der heiligen drei Könige sind von einer bezaubernden kindlichen Naivität, Einfachheit und Schönheit, in der der Wert des Ganzen, auch der einleitenden und verbindenden Musik überhaupt liegt. Lustig in Text und Melodie, in den recht geschickten Melodramen nicht zuletzt, wahrhaft humoristisch in Text (Hildegard Voigt) und Musik Wilhelm Kienzl) ist das freundliche Werkchen: In Knecht Ruprechts Werkstatt. Und auch „Die Weihnachtsfee" von G. Vorepp, die den Kindern gute Gaben bringt ist musikalisch recht gut durchgearbeitet.

Erfreulich ist die Tatsache, daß der Verlag gleich vorgesehen hat, mit seinen Sachen möglichst vielseitigen Bedürfnissen zu entsprechen. So sind die meisten mehrstimmigen Lieder für Frauen- oder Kinderchor, auch aber für gemischten Chor gleich nebeneinander ausgesetzt. Bachs Präludium z. B. ist nebeneinander für Orgel, Klavier und Harmonium bearbeitet, die Textbücher sind besonders da, und aus den Oratorien pp. sind manche Lieder, Arien usw. einzeln zu kaufen. Für eine Singstimme ist noch da: Weihnachtsabend im Text von Gustav Falke und in der Musik von Bogumil Zeppler. Und aus der größeren Reihe der weihnachtsmusikalischen Darbietungen erfreut mich besonders noch die Symphonie aus dem Weihnachtsoratorium von Joh. Sebastian, bearbeitet für vier Hände, das sich zu Einleitungen von Saalfeiern ganz besonders eignet.

Die Preise sämtlicher Sachen sind durchaus angemessen. Wen es interessiert, der mag sich einen Prospekt kommen lassen oder eine Ansichtssendung — der Verlag ist gern dazu bereit, wie er sich überhaupt entgegen anderen Erfahrungen auf diesem Gebiete einen Idealismus bewahrt hat, wie man ihn tatsächlich selten findet. Seine Autoren sind zudem ausnahmslos anerkannte Persönlichkeiten, wie z. B. Willy Herrmann als Musikpädagoge einen bedeutenden Namen hat.

Und eben: Diese künstlerischen Werke bewahren eins in sich, das sie immer, wenn man es möglich macht, ausstrahlen in Sinn und Gemüt aller, die guten Willens sind: echten deutschen Weihnachtssinn und selige Freude. Die Werke kommen für alle Verhältnisse in Frage. Erich Bockemühl

Aphorismen. Was das Leben mich lehrte. Von Hermann Dechent. Leipzig und Frankfurt, Kesselringsche Hofbuchhandlung 1927. 47 S. 1.80 M.

Auf engem Raum die reiche Ernte eines inhaltvollen Lebens. Besinnliches Schauen, echter Humor, ernste Mahnung, unerschrockene Kritik, ehrfürchtiges Erleben des Geheimnisses klingen aus den in reifer Gestaltung geformten, in langen Jahrzehnten gewachsenen Sinnsprüchen. Man wird in stiller Stunde immer wieder gern zu ihnen greifen; sie wollen helfen, wie ihr Vorspruch sagt, Gott suchen und Menschen tragen. Carl Haeberlin

Aus dem Buche der Erfahrung. Von Heinrich Planck. Stuttgart, D. Gundert, 1928. 108 S. 1.50, geb. 2 M.

Man versteht, daß dieses schmucke Büchlein heute bereits in dritter, stark vermehrter Auflage vorliegt. In kurzen knappen Versen bringt es mancherlei Lebensweisheit, die es wert ist an Andere weitergegeben zu werden. Nicht nur der Theologe wird von dem Amtsbruder, sondern jeder besinnliche Mensch wird von dem erfahrenen Menschenkenner gerne aus diesem Büchlein lernen. Als Kostprobe mögen aus dem Abschnitt „Haus und Familie" folgende Verse hier stehen:

Von der Nächstenliebe nimmt mancher aus
Die Allernächsten, das eigene Haus:
Gegen Fremde freundlich, dienstbereit, zart.
Gegen die Eigenen — grob und hart,
Redet und tut und läßt was er mag,
Grob im Hausrock und fein im Frack! —
Zu Eigenen macht er sich doch nicht die Fremden,
Aber die Eig'nen wird er sich entfremden!

Martin Schreiber

Die Geliebte des Kaisers. Novellen. Von Felix Salten. Wien, Paul Zsolnay 1929. 451 S. 4, geb. 5.50 M. Dritter Band der Gesamtausgabe.

Die historische Novelle gelingt nicht oft, d. h.: es ist selten erfüllt, daß die Rücksicht und Pflicht der Geschichte gegenüber und das Künstlerische, die Darstellung des Lebens aus seinen Untertiefen eine überzeugende Einheit werden. Es gibt auch Partien in Saltens sprachlich starken Gestaltungen, in denen das Stoffliche retardierend wirkt, in denen es nicht entmaterialisiert, nicht aus der Einmaligkeit erlöst ist ins große Allgemeine. Jedoch: Wer die Zeit Karls V. erleben will, wirklich innerlich schauen, der lese die Geschichte des Herrn Wenzel von Rehberg. Salten hat eine Gabe, Zeiten lebendig zu machen, er faßt Zeit und Milieu aus Innen, da, wo sie mit den Menschen, den Geistern und Gestaltern von Zeitalter innerlich zusammenhängen. Also er faßt sie an den Wurzeln ihres Lebendigen. Und das bedeutet, daß er die Menschenseelen kennt. „Die Gewalt der Dinge" und „Die Geliebte des Kaisers" erweisen das. „Der Hund von Florenz" „König Dietrichs Befreiung" „Das Schicksal der Agathe" sind weitere Novellen des überaus interessanten Bandes, der in seiner Farbigkeit und dramatischen Wucht, aber auch in der nicht selten auffallenden Sprachkunst ein gutes Werk deutscher Prosa ist. Erich Bockemühl

Herr Jörg von Frundsberg, der deutschen Landsknechte lieber Vater. Von Artur Maximilian Miller. Freiburg i. B., Herder 1928. 6 Bilder. 400 S. Geh. 7 M.

In diesem Buch wird von dem Leben des wackeren Ritters erzählt, schlicht und ehrlich, ohne daß der Versuch gemacht wäre, eine künstlerische Gestaltung zu finden. Aber auch die nackten Tatsachen gehen zu Herzen: nur Krieg, Entbehrung, Opfer ein ganzes Leben lang, kaum ein Ausruhen im Kreis der blühenden Familie, weder Lohn noch Dank vom kaiserlichen Herrn, aber das gute Bewußtsein, immerdar Treue gehalten und die Pflicht getan zu haben. — Die Berührung mit der neuen Lehre — Jörg neigte ihr zu, ohne doch den Übertritt zu vollziehen — ist hübsch und taktvoll beschrieben. Sabine Scharpff

Gerwin und Ludmilla. Von Levin Schücking. Eine Droste-novelle, herausgegeben von Hulda Eggart. München, Georg D. W. Callwey Verlag 1929. 88 S. 2.50, geb. 3 M.

Aus einem späten Romane Levin Schückings, „Die Heiligen und die Ritter" 1873, löst die Herausgeberin ein Zwischenspiel als gesonderte Novelle heraus, weil sie, wie schon andere Sachverständige vor ihr (vgl. S. 7), der Überzeugung ist, daß der Verfasser darin sein Verhältnis zu Annette von Droste-Hülshoff, 25 Jahre nach dem Tode der Dichterin, „in künstlerische Form banne", so „wahrheitsgetreu" wie nirgends sonst, „feinfühlig und treffend wie wohl kein Biograph nach ihm". Man weiß ja, wie Schückings Mutter Katharina Schücking, „die westfälische Dichterin", im Jahre 1830 ihrem 16jährigen Jungen, als er nach Münster auf das Gym-

nasium kam, eine Empfehlung an Annette von Droste mitgab, und wie diese, mehr als doppelt so alt wie der Knabe, als dessen Mutter bald darauf starb, in ihm nun ein heiliges Vermächtnis der Freundin sah; wie sie im edelsten und schönsten Sinne, geistig und wirtschaftlich, sein „Mütterchen" wurde, wie das denn in ihrem Briefwechsel auch viele Jahre nachher seine Lieblingsanrede und ihr Lieblingstitel blieb. Man weiß ferner, wie daraus in stetem, regstem Verkehr, in Münster, in dem heimatlichen Patmos Rüschhaus und vor allem im Winter 1841/42 bei ihrer Schwester v. Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee eine ernste Herzensneigung der alternden Dichterin erwuchs, die sich, sicherlich ihr unbewußt, und ohne den entferntesten Gedanken an eine eheliche Verbindung, doch bis zur Eifersucht steigerte, als Schücking sich verlobte und ihr seine junge Frau zuführte. Man mag das als eine Schwäche belächeln; aber man hat alle Ursache, darin eine Fügung zu erkennen, die uns Großes und Unersetzliches geschenkt hat. Denn diesem Verkehr und dieser Neigung, der unablässigen Anregung des jungen Schücking verdanken wir die späte Nachblüte der Dichterin, und mit ihr schier alles Große und Unvergleichliche, was sie nach den köstlichsten Stücken des ersten Drittels des „Geistlichen Jahres" aus ihrer frühen Mädchenzeit noch in Hülle und Fülle geschaffen hat: ihre schönsten Balladen (Engelbert von Köln, der Geierpfiff) und Perlen wie „Die junge Mutter", „Die beschränkte Frau", „Clemens v. Droste" usw. usw. —

Einen etwas tieferen Einblick in die Art dieses Ve[illegible]hrs zu tun, mag daher für den, der Annette von Droste sich nahe fühlt, wohl der Mühe lohnen. In der Tat haben wir auch in dieser Novelle das alternde, geistig hochstehende adlige Fräulein und den viel jüngeren hochbegabten Mann. Daß es just ein Priester sein muß, daß er über Gewissenskämpfen das Priestertum von sich wirft, daß endlich, nach längeren Jahren, gar noch eine Ehe daraus wird, führt ja weit ab von der vorausgesetzten Vorlage, ist auch nicht im ganzen Umfang erquicklich. Aber die Schilderung der Persönlichkeit der Ludmilla, ihrer Liebhabereien und ihres Heims bis ins Einzelne, des Verkehrs der Beiden und ihres Gedankenaustauschs, vor allem auch der starr vornehmen, reichlich eng denkenden Mutter der Dichterin: das alles ergänzt in der Tat das Bild, das wir uns sonst von Annette von Droste machen können, in wahrscheinlicher und willkommener Weise. Was die Herausgeberin auf S. 7—25 „Zur Einführung" bietet, verdient nach Form und Inhalt alles Lob. Karl Budde

Schwester Carrie. Roman. Von Theodor Dreiser. Wien, Paul Zsolnay 1929. 607 S. 4.30, geb. 7.50 M.

Theodor Dreiser läßt die äußeren und inneren Verhältnisse dieses Buches ganz aus sich selbst, ihrer „Eigenbewegung" werden, er versteht es, die Menschenseelen so zu analysieren, daß wir gezwungen werden, uns mit uns selbst zu beschäftigen, daß wir in diesem Buche selbst immer einer der „Mitspielenden" sind. Seine Darstellung ist unmittelbar fern aller ästhetischen oder ethischen oder irgendwelcher Willkür, ist Natur in dem Sinne, wie auch Hamsuns Werk Natur ist. Die Geschichte des Mädchens Carrie, des armen Landkindes, das Schönheit ersehnt, dessen Blut Stimmen wie aus anderem Leben singt, und das hernach als große Schauspielerin nach mancherlei schwerem Erleben „ein Glück erträumen mag, das es vielleicht niemals empfinden wird" — diese Geschichte entwickelt sich im geruhigen Werden der Handlung auf breitester Basis, immerhin im Wesen und Treiben der Großstadt, aber es vibriert das große, sonderbare und vielseitige Leben selbst in ihr. Schicksale wie sie alle Tage geschehen, wie sie allezeit um uns sind: Liebe, Ehe, Geld. Manches stille gute Lebenswort spricht der Dichter aus, der das Leben selbst unendlich zu lieben scheint — auch darin Hamsun verwandt. „Nicht sündhafte Neigung, nur Sehnsucht nach Besserem leitet oft die Schritte des Irrenden. Nicht Sünde, viel öfter Tugend verlockt den Geist, der nicht gewohnt, zu urteilen . . ." Dreiser ist einer unserer größten Prosagestalter. Sein Buch macht still, indem es unendlich weitet; es erfreut, indem es aus dem Nichts der schöpferischen Seele das Leben wahrhaft in seinem mannigfaltigen Wesen darstellt. Erich Bockemühl

Herbert Lipp, der Dichter von Fehde und Feier

Ist es nachteilig für das Schaffen des Künstlers, wenn er hauptamtlich im praktischen Beruf steht? — Insbesondere kann ein Pfarrer zugleich ein Dichter von Wert sein? —

Fragen dieser Art hört man heute oft erörtern. Besonders die letzte pflegt man gemeinhin mit einem bedauernden, geringschätzigen Achselzucken abzutun. Man ahnt und fürchtet überall, wo es sich um Kunst von seiten der Kirche handelt, die Tendenz, die pädagogische, ethische Abzweckung. Man glaubt immer gleich den Kanzelton zu vernehmen. Und oft ist es auch an dem. Es ist viel verfehlt worden in der christlichen und kirchlichen Kunst, die nur zu oft gute Meinung und frommen Glauben für künstlerisches Können nimmt.

Die wahre Kunst ist dort, wo edler Inhalt und edle Form sich paaren. Die Leser kennen den Charlottenburger Pfarrer Nithack-Stahn. Heute sei auf einen anderen Charlottenburger Geistlichen hingewiesen, Herbert Lipp, der mit seiner Kunst ein Ringender, aber beharrlich Aufsteigender ist.

Er ist vielleicht weiterhin bekannt durch seine tiefen Gedichte in den Anthologien von Knevels („Brücken zum Ewigen", Wollermann) und Wilm („Ost- und westpreußisches Dichtertum", Gräfe und Unzer), als durch seine einzelnen Werke, die es, wie heute so viele wertvolle Kunst, noch niemals zu großen Auflagen gebracht haben. Aber, weil in seiner Kunst so viel Leuchtkraft ist, sollte man sie auf einen Leuchter stellen, auf daß sie allen leuchte.

Große Probleme sind es, um die seine Romane ringen. Probleme, die das Innere im Menschen bewegen. Kein Werk, das nicht Bekenntnis wäre.

„Alles um Frieden", der Erstlingsroman mit einem Geleitwort von Nithack-Stahn, singt den Hymnus der „Befriedung" der Welt durch den Mut der Menschen, die guten Willens sind. In dem Roman „Die Frage" dreht es sich um das dunkle Warum des Lebens. Aber es bleibt nicht bei dem unproduktiven Fragen und Zweifeln. Der Held des Romans (Neue Zeit-Verlag, Berlin), der junge Pastor Hans Gottschild, wird seiner Arbeitergemeinde die Antwort auf das Warum durch seine tätige Fürsorge um ihr Heil. In dem dritten Roman „Einer ist euer Vater" (Siebert-Verlag, Memel), der ein herzbewegendes Seelengemälde ist, hat sich der Dichter tief hineingefühlt in die Gemütszustände des vaterlosen, unehelichen Kindes. Aber auch hier wird aus dem fragenden und anklagenden Knaben ein an den Kräften der Natur sich auferbauender Jüngling, wird aus dem Jüngling ein Mann, der das Leben zwingt.

Dieser mannhafte Ton ist das Typische für den Memelländer und Ostpreußen Herbert Lipp. Auch in der Lyrik. „Deine Worte waren Keulen. Wetterschlag war deine Tat!" So singt er einmal von Luther („Tropfen aus lichtem Meer", Gebr. Engelke, Berlin). Das trifft auch auf ihn selbst zu. Vom Leben sagt er einmal: „Ich steh mit ihm auf Stoß und Hieb. Ich kenne nur den einen Trieb: scharf Aug' und scharfe Klinge!"

Solchen mannhaften Klang hört man in unserer verweichlichten, mit Dekadenzgefühlen überlasteten Zeit selten. Diese Lyrik zu lesen, ist erfrischend. Sie gibt Mut für den Kampf ums Dasein. Das ist ihr hoher Wert. Und sie gibt Besinnlichkeit. Das ist das seltsam Widerspruchsvolle, das Ostpreußische an diesem Dichter. Neben der Lust an der „Fehde" der Trieb zur „Feier"-Stille. „Fehde und Feier" (Gebr. Engelke-Berlin, 42 S.) heißt der Lieder- und Balladenband, der uns alle Dinge des Lebens **sub specie aeternitatis** zeigt. **Per aspera ad astra** könnte er auch heißen. Über den Sternen aber waltet der, dem sein ganzes Sinnen und Suchen gilt, dessen „leiser Sinn" in des „Markts Geräusch verstört" ward.

Ihm hat er ein ganzes Versbüchlein geweiht: „In Einem Alles" (Engelke, Berlin). Das ist religiöse Lyrik ohne süßliche Sentimentalität. Das ist Dichtung von ganz eigener Form. Das sind Gottgedichte, aus dem vollen Leben herausgeboren. Groß ist der Inhalt, stark und schön die Form.

Heimattreu ist dieser Ostpreuße, treu der oberen Heimat, wie er treu ist der Heimat in der Ostmark. Von solcher Bodenständigkeit zeugt der Novellenband „Auf Gut Samlandeck und andere Erzählungen" und das Lieder, Balladen, Skizzen und Novellen enthaltende, mannhaft starke Buch „Ostpreußisch Blut". Jenes im Weltgeistbücher-Verlag, Berlin, dieses bei Hermann Eichblatt in Leipzig erschienen. „Der ostpreußische Mann" — „Stahl und Granit" — „Feindwellen-Bollwerk von Eichenholz" — „trutzig und treu" — das ist seine Liebe. Es werden nicht viele Striche deutschen Landes sein, die in unseren Tagen durch Dichtermund also verherrlicht werden.

Soll ich noch etwas über den Dramatiker Lipp sagen? — Ich stelle mir sein in der Tiefe schürfendes Schauspiel „In den zwölf Nächten", das die geheimnisvolle Zeit um die Jahreswende zum Vorwurf hat, sehr bühnenwirksam vor. Aber welche Bühne waat sich heute an solch ein menschliches und doch zutiefst religiöses Stück heran? — Welcher große Verleger findet sich, der für diese „in Stille starken" Werke die Reklametrommel rührt, ohne die heute auch der Tüchtigste wie ein Veilchen im Verborgenen blüht? —

Für diesen Dichter arbeitet sein Werk. Es arbeitet langsam aber sicher. Dennoch ist es schade, daß es nicht schon Besitz zahlreicher Tausende geworden ist. Paul Piechowski

Einer ist euer Vater. Roman. Von Herbert Lipp. Memel, F. W. Siebert, Memeler Dampfboot A. G. 1927. 141 S. 4 M.

Ein Buch, ganz aus unserer Zeit geschrieben. Bertolt ist der adoptierte Sohn des reichen Direktors des großen Konzerns, eines Tat- und Willensmenschen, der als Arbeiter begann, den nichtsdestoweniger die Verhältnisse getragen haben. Probleme im Gegensatz der Charaktere: Bertolt, ein feinsinniger Mensch, der stark künstlerische Fähigkeiten nach außen verbergen muß — Tragik im Leben der vermeintlichen Tante, seiner Mutter — Lösungen, Wiederfinden aller, die ursprünglich zusammengehörten — — und über dem allen der Himmel religiösen Ausgleichs: „Warten" als Frömmigkeit der Seelen! In dem Sinne eben, daß „einer unser Vater ist . . ." Das Buch interessiert, schon weil es in der Handlung sehr reich ist und ganz in der Problematik unseres Lebens von heute steht. Künstlerisch ist es nicht ganz erfüllt. Das Geschehen, also die einzelnen Momente der Handlung, bleiben zu sehr noch im einmalig Anekdotischen, sie werden nicht eigentlich symbolisch und überzeugen in ihren Notwendigkeiten nicht ganz. Immerhin hat Herbert Lipp, der Pfarrer in Charlottenburg ist, die Freudigkeit und den Mut, zuzupacken. Ich wünschte, daß er einmal diesen Stoff tiefer noch in sich tragen möchte und ihn mehr noch nach seiner inneren Gesetzmäßigkeit sich selber aufbauen ließe. Ich glaube, daß des Dichters Wol-

len zur Zeit stärker als sein Können ist — daß er aber bei ernstester Konzentration hier einen Ausgleich schaffen kann. Man könnte sagen, daß sein Buch eine in Handlung umgesetzte Predigt ist, daß es so alles Gute bietet, was unter dieser Voraussetzung zu bieten ist, daß ihm aber auch alles das fehlt, was es unter dieser Voraussetzung nicht erfüllen kann. Erich Bockemühl

Land der Vulkane. Roman. Von Hans Friedrich Blunck. Jena, Eugen Diederichs 1929. 180 S. 3.50, geb. 6 M.

Die Handlung, scheint mir, ist für den Dichter Blunck zunächst von sekundärer Bedeutung gewesen. Was ihn zur Gestaltung dieses bezwingenden Buches drangte, war, dem Titel entsprechend: „Das Land der Vulkane." — Vulkanischer Berge, Menschen und vulkanischer Revolutionen. Ihn drängte das Erlebnis der unberührten, teilweise wilden Natur, ungezähmter Menschen, arbeitsam ordnenden Farmer und Viehhalter. Die Romantik wilder Verwegenheit ist in dem Buch wie auch in der Einsamkeit betäubender Tropenlandschaft. Donnernde Erschütterung des Vulkanausbruchs, Aschenregen und blutigroter Himmel unbeschreiblicher Gefahren. Es ist viel Jugend in dem Buch. Das, was einen Knaben zu Sherlock Holmes hinziehen konnte, ist hier von einem Dichter und reifen Menschen in bezwingende Form gebracht. Und eben aus diesem allen, diesen seelischen und naturhaften Wirklichkeiten wächst die Handlung heraus, innerlich konsequent, alle Zufälligkeiten überzeugend motivierend — die Handlung, in der das Ganze eine herrliche künstlerische Einheit darstellt. Adolfo, des deutschen Farmers Sohn, unentschlossen und weich, durch die Leidenschaft eines fremden Weibes bestrickt und in abenteuerlich-romantische Kriegsbetätigung hineingetrieben, gefangen, verurteilt, geflohen — in harter Arbeit in der Nähe des Vulkanes eine neue Existenz gründend, ist der Typ des deutschen Menschen in der mittelamerikanischen Fremde, den aber die Instinkte seines Blutes gegen alle anderen Einflüsse bestimmen, so daß er auch das deutsche Mädchen zum Weibe nimmt, an deren seelischer Güte und Klarheit er schließlich genesen kann. Das deutsche Wesen ist nicht zuletzt bestimmendes Moment des Buches tief innerlicher Art, wie überhaupt die Verhältnisse der Auslandsdeutschen, der Kaffeeplantagen und neuerlichen nordamerikanischen Olinteressen, also auch diese Wirtschaftsangelegenheiten den Tatsachen entsprechend berücksichtigt sind ... aber wie gesagt: Alles in der Einheit des künstlerischen Werks, das in seiner Farbenpracht, seiner geistigen Vibration, seiner inneren und äußeren Bewegtheit, seiner drängenden und dennoch nicht selten lyrisch singenden Sprache mitreißt und bis zur letzten Seite und zum letzten Wort in seinem Bann behält. Erich Bockemühl

Der Goldschmied von Segovia. Ein historischer Roman. Von Ludwig Huna. Leipzig, Grethlein u. Co. 1929. 390 S. geb. 9 M.

Der Verfasser versteht es immer wieder, Zeitverhältnisse mit ihren Menschen und Schicksalen darzustellen, er, der im historischen Roman gerade Bedeutendes geleistet hat, und er weiß immer wieder seine Stoffe so zu wählen, daß sowohl er als Darsteller wie die Leser ganz und gar auf ihre Kosten kommen. Philipps II. Hof, Don Carlos, Alba, Egmont — es ist kaum ein Jahrhundert so im Vordergrund der menschlichen Interessen und ist kein Land und Volk so farbenreich, keine Zeit so voller Leidenschaften, menschlicher und religiöser, wie eben diese des XVI. Jahrhunderts und wie eben dies rassige Volk der Spanier. Abenteuerlich romantisch ist denn auch dieses Buch, voller Plastik und klarster Linienführung, voller Spannung, mitreißend im Ganzen wie in den Episoden, ein Werk voller Glut und Leidenschaft. Erich Bockemühl

Ring um Roderich. Roman. Von Helene Voigt-Diederichs. Jena, Eugen Diederichs 1929. 392 S. geb. 7,80 M.

Ein Buch der inneren Kämpfe in der Verstrickung der seelischen Leidenschaft und Liebe. Drei Frauen stehen um diesen Mann Roderich, die Geliebte, die Freundin und sein Weib — und so ist das Werk bei aller Handlungsfülle und Gestaltung, bei all seinen dichterischen Qualitäten, voller Fragen ganz aus den Bedürfnissen dem neuen Suchen und seltenen Finden, ganz aus mancherlei Nöten und Schmerzen unserer Zeit, voller Fragen nach den Möglichkeiten neuer Verhältnisse der Liebe und Ehe. Interessant sind die Menschen charakterisiert: die opfernde und sich selbst opfernde „Freundin", die vitalere, einfachere, naturhaftere „Geliebte" und das in jungen Jahren zusammengefundene Ehepaar, das, wie die andern jede zu sich selbst, zugleich durch Schicksal und Trennung zueinander reift, nachdem im Leid die Objektivierung geschah, das bewußtere Sichbetrachten und endliche Sichfinden. Das Buch ist aus dem tief-fraulichen Gemüt der bewährten Gestalterin geworden und ist zweifellos eins der wesentlichsten dieses Jahres. Erich Bockemühl

Die drei Lichter der kleinen Veronika. Ein Roman einer Kinderseele in dieser und jener Welt. Von Manfred Kyber. Leipzig, Grethlein u. Co. 1929. 270 S. geb. 6.50 M.

Daß Manfred Kyber, der fromme Anwalt der Tiere, auch in das innerste Wesen einer Kinderseele zu dringen vermag und Psychologie und Phantasie genug hat, sie vor uns erstehen zu lassen in ihrem menschlich-himmlischen Kleid, sie vor uns wandeln und spielen zu lassen in dieser unsrer irdischen Welt und doch immer so, als scheine das Ewige auf uns und das Kind hernieder, als sei unsre Wirklichkeit verwandelt immerdar in das andere Sein ... dies alles wird uns nicht wundernehmen, wenn wir den Dichter in seiner Versonnenheit, in seinen Jenseitsträumen, gesponnen aus vertieftem irdischen Leben, kennen. In seinem Buch wird alles Stumme erlöst. Blumen, Tiere, haben Sprache, alle Dunkelheiten tun sich auf, und in dem, was sonst verborgen ist, leben Kind und Kreaturen, Menschen und Geliebte der anderen Welt miteinander. Das Unsichtbare ist das Wahre, das ewig Wahre der Liebe ... in diesem Sinne ersteht um uns ein neues Weltbild, geschieht eine Erlösung ins eigentliche Sein — das anzuschauen uns beglücken kann in einer Zeit, die krank ist an allem materiellen Wesen. Erich Bockemühl

Kalender, Jahrbücher, Almanache

Ein rechtes Kreuz für willige Redaktionen sind vor Weihnachten die Kalender. Viel gute Sachen, und man möchte sie gern unterstützen. Aber kann man denn? Woher soll man den Raum nehmen, die immer wiederkehrenden so zu begrüßen, wie sichs gebührt? Hier eine Übersicht der bisher eingegangenen Kalender, Jahrbücher, Almanache.

Die täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine für das Jahr 1930. 200. Ausgabe. Gnadau, Unitätsbuchhandlung. 224 S. 1 M.

Neuer Kinderkalender für das Jahr 1930. 38. Jahrgang. Herausgegeben von Pastor Johs Zauleck. Hamburg, H. O. Persiehl. 25 Pfg., 50 St. 22, 100 St. 20 Pfg.

Nachbar-Kalender. Illustrierter Familienkalender 1930. 42. Jahrgang. Hamburg, H. O. Persiehl. 35 Pfg.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1930. 47. Jahrgang. Herausgegeben von Fr. Ellenberg. Kassel, Friedr. Lometsch. 60 Pfg.

Frankfurter Kirchen-Kalender für die evangelischen Gemeinden Großfrankfurts 1930. 42. Jahrgang. Frankfurt a. M., H. L. Brönners Druckerei. 50 Pfg. — Dieser Kalender erscheint, spottbillig, in ungemein verbesserter Gestalt und ist wegen der kirchlichen Veränderungen, die sich in Frankfurt und Nachbarschaft vollziehen, von mehr als örtlichem Wert.

Kalender (Jahrweiser) **für die Deutschen Evangelischen Gemeinden in Brasilien** (1930). 9. Jahrgang. Herausgegeben i. A. der Rio-Grandenser Synode. In Deutschland zu beziehen durch Evangelische Buchhandlung O. Wegeners, Berlin-Schöneberg, Cheruskerstraße 34. 1.20 M.

Neuwerk-Kalender 1930. Kassel, Neuwerkverlag. 60 Pfg.

Das Gottesjahr 1930. Herausgegeben von Wilhelm Stählin. 10. Jahrgang. Kassel, Bärenreiter-Verlag. Kart. 4, geb. 5.60 M. — Wertvolle Artikel.

Das ewig Licht geht da herein. Weihnachtsalmanach. Ein Ausschnitt aus der Arbeit des Eugen Salzer Verlag. Heilbronn 1929. 80 Pfg. — Hübsch und reichhaltig, billig. Bei Mehrbezug noch billiger.

Fünfundzwanzig Jahre. R. Piper u. Co. Verlag 1904—1929. München 1929. 215 S. 64 Abbildungen. 1.50, geb. 2 M. — Texte und Bilder von besonderm ästhetischen Interesse.

Amtskalender für evangelische Geistliche 1930. Herausgegeben von D. F. Schneider. 57. Jahrgang. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3 M.

Pfarramts-Kalender. Amtliches Hand- und Taschenbuch für evangelische Geistliche zum Gebrauch bei ihren dienstlichen Verrichtungen und kirchlichen Amtshandlungen. 13. Jahrgang 1929/30. Herausgegeben von Max Überschaer. Breslau 1, Graß, Barth u. Comp. Mit Bildnissen von Söderblom, Kapler, Zänker. 3 M.

Abreißkalender

Für Auge und Herz. Abreißkalender für das deutschevangelische Haus 1930. Herausgegeben vom Ev. Preßverband für Westfalen und Lippe. Witten (Westf.), Westdeutscher Lutherverlag. 2 M., in Mengen billiger.

Kreuzkalender 1930. Der Pfad des Jahres im Spiegel junger christlicher Kunst. Mit den Losungen und Lehrtexten der Herrnhuter Brüdergemeine. Herausgegeben von Fritz Riebold. 4. Jahrgang. Dresden, Kaulbacher Straße 7, Pfad-Verlag.

Neues Deutschland. Kalender 1930. Wiesbaden, Verlag Friede durch Recht. 3.30 M., 4 Stück 12.40. Republikanisch, pazifistisch.

1930. Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine mit täglichen Betrachtungen. Gnadau, Unitätsbuchhandlung. 1.20 M.

Wöchentliche Chronik

Die deutsche Regierung überreicht dem Papst zum goldenen Priesterjubiläum ein aus 500 Teilen bestehendes Tafelgeschirr für 60 Personen.

Auf der Brandenburgischen Provinzialsynode wurde ein Antrag der Deutschkirchler, den Pfarrern die Zugehörigkeit zur Loge zu verbieten, ohne Aussprache durch Übergang zur Tagesordnung erledigt.

Die pommersche Provinzialsynode hat die Anstellung eines Sozialpfarrers gefordert und beschlossen, beim Kirchensenat die Aufnahme einer Bitte in das Kirchengebet um Befreiung von dem Fluch zu beantragen, der durch die Verbreitung der Kriegsschuldlüge in der ganzen Welt auf uns lastet.

Die Gesellschaft für evangelische Pädagogik in Schlesien hat in diesem Jahr zum ersten Male an mehreren Orten Evangelische Kinderlager als Stätten körperlicher Erholung und einer vertieften evangelischen Gemeinschaft errichtet.

Am 27. Oktober ist ein Religionspädagogisches Seminar am evangelischen Gymnasium zu Gütersloh eröffnet worden.

Nach dem Priesterjahrheft des Bonifatiusvereins 1929 S. 68 ff. beträgt die Zahl der Katholiken, die eine Mischehe eingehen, in der norddeutschen Diaspora 54,7, in katholischen Gegenden 7,1 Prozent; Trauungsausfälle 70,3 (49,6), Taufausfälle bei Mischehenkindern 57,4 (40,5); Osterkommunion einschließlich der Kommunionpflichtigen Kinder 48,0 (74,0); Kommunionsempfang je Seele im Jahr 6,7 (10,9) Prozent. Im Bistum Meißen ist die Zahl der Trauausfälle bei Mischehen auf $^4/_5$ gestiegen. Zahl der unehelichen Mütter ist in den Diasporagebieten 22,7 Prozent.

Im Freistaat Sachsen sind die Austritte aus der Kirche von 44 000 in 26 und 30 382 in 27 auf 26 227 in 28 gesunken, die Übertritte zur evangelischen Kirche 1928 auf 5294 gegen 4804 im Vorjahre gestiegen, davon 2909 Rücktritte.

Das sächsische Landeskonsistorium hat an die Filialen der Deutschen Bank und der Tislontogesellschaft in Dresden ein Schreiben gerichtet mit der Bitte: „bei der großen Umgestaltung im Bankwesen die Sorge für das dabei bedrohte Dasein der Angestellten nicht unbeachtet zu lassen und besonders bei der Verfügung des Abbaues die persönlichen Verhaltnisse der Beteiligten berücksichtigen zu wollen".

In Baden wurde die Begründung eines Gesamtverbandes der Inneren Mission beschlossen.

Außerhalb Deutschlands und der Schweiz gibt es folgende auch für Deutsche bestimmte theologische Fakultäten und theologische Schulen: Wien 106 Studenten, Posen 23, Warschau 87, Kowno 20, Riga 21, Dorpat 110, Petersburg 15, Straßburg 75, Preßburg 62, Ödenburg-Sopron 107. AELKZ 42

Der Schweizerische Verband für Innere Mission und evangelische Liebestätigkeit ist in den Internationalen Verband eingetreten.

Der schweizerische Nationalrat hat bei der Beratung des neuen Strafgesetzbuches von einem Strafgesetz gegen Gotteslästerung abgesehen, dagegen einen Artikel angenommen, in dem die Verspottung der Anderen in Glaubenssachen, Störung oder Verspottung einer verfassungsmäßig gewährleisteten Kultushandlung, Verunehrung eines Ortes oder Gegenstandes, die für einen verfassungsmäßig gewährleisteten Kultus bestimmt sind, mit Strafe bedroht wird.

Vom 9.—13. November fand in Klausenburg aus Anlaß seines 350. Todestages ein Gedenken der Unitarischen Kirche an Franz David statt.

Der neue dänische Strafgesetzentwurf sieht Abschaffung der Todesstrafe und Bemessung der Geldbußen nach dem Arbeitseinkommen vor.

Aus Anlaß der Taufe des dritten südslavischen Königssohnes wurden 27 000 Orden und Auszeichnungen verliehen.

Bei den von der Reformierten Landeskirche in Holland angestellten Professoren waren 1928/29 Studenten eingeschrieben: in Leiden 61, Utrecht 150, Groningen 44. In dieser Zeit wurden 43 Kandidaten der Theologie zum Predigtdienst in der Kirche zugelassen.

Die Zahl der Schankstätten in England und Wales ist von 1905 bis 1928 von 99 478 auf 78 805 oder von 29,27 zu 10 000 Einwohnern auf 19,96, die der Kleinverkaufsstellen von 25 405 (7,47) auf 22 189 (5,62) zurückgegangen, die Zahl der Klubs aber von 6589 auf 12 775 gestiegen.

Nach der amtlichen Geburtenstatistik ist die Bevölkerung Palästinas mit 5,34 Geburten auf 100 Einwohner (Ägypten 4,28, Rußland 4,09) die fruchtbarste der ganzen Welt. Auf die Konfessionen verteilt entfallen auf die Muhammedaner 7,47, die Christen 4,83, die Juden 4,20 Geburten. NachrMorgld 3

Die Generalsynode der Christian Reformed Church in Amerika hat eine neue Liturgie mit einer feierlichen Absolution nach dem Sündenbekenntnis als Zwang für alle Gemeinden beschlossen. Der Widerspruch dagegen ist so stark, daß die nächste Generalsynode wohl den Zwang wird aufheben müssen.

Die amerikanischen Gesandtschaften in London, Kopenhagen, Berlin, Paris und Oslo sind trocken.

Infolge des Kampfes der Kirche gegen den Staat in Mexiko entfremdet sich die Jugend der katholischen Kirche immer mehr. In einer einzigen Pfarrei sind von 1200 Familien 221 aus der katholischen Kirche ausgetreten; ein Teil wird religiös indifferent, ein anderer Teil wendet sich der protestantischen Kirche zu. AELKZ 44

Die Unabhängige Presbyterianerkirche, die sich 1903 von der Presbyterianerkirche Brasiliens trennte, hat 11 301 Mitglieder, 22 Pastoren, 106 Kirchen und Bethäuser, 119 Sonntagsschulen mit 5323 Kindern, 58 Frauenvereine mit 1898 Mitgliedern; für Kirchenzwecke wurden 741 Kontos aufgebracht. Auf ihrer letzten Generalsynode wurde ein Rundschreiben beschlossen, in dem vor der modernen Mode und dem Glücksspiel einschließlich Lotterie gewarnt und die Abgabe des Zehnten als beste Beitragsmethode empfohlen wurde. Das im 37. Jahrgang erscheinende Blatt „O Estandarte" wurde zum offiziellen Organ gemacht.

Von Personen. Habilitiert: Lic. Erich Vogelsang für Kirchengeschichte in Königsberg. Angenommen: Halle von Professor D. Ernst Barnikol in Kiel. Mit Vertretung betraut: Professor Lic. Eduard Sachße in Herborn für AT in Gießen. Gewählt: Dekan Karl Gauß in Heilbronn zum Generalsuperintendenten daselbst. In Ruhestand: Generalsuperintendent D. Zoellner in Münster. Gestorben: Burghauptmann der Wartburg Lukas von Cranach. E St

Verschiedenes

Volksbegehren und Konfession

Überflüssig zu bemerken, daß die CW nur widerwillig in obigen Artikeln an das Volksbegehren gerührt hat. Auch der folgende Hinweis hat keine politische Absicht. (Womit wir nicht sagen wollen, daß wir nicht bei späterer Gelegenheit auf die politische Bedeutung des Ereignisses zurückkommen.) Wir können uns nur angesichts der gegebenen Zahlen ein Wort darüber nicht versagen, wie konfessionell interessant sie sind. Man nehme die vorzügliche Konfessionskarte zur Hand, die wir dem Kirchenstatistischen Amt des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses verdanken. (Die evangelische Bevölkerung in den Gebieten der deutschen evangelischen Landeskirchen, auf Grund der Volkszählung von 1925. Zu beziehen vom Kirchenbundesamt Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 12. Nur 75, in Mengen 50 Pfg.) Man vergleiche die Ergebnisse der Eintragung. Die Großstädte außer Betracht lassend fragt man sich unwillkürlich: Was war und ist an diesem Gesetzesvorschlag evangelisch? Warum lehnt ihn das katholische Volk ab? R

(Später.) Auf meine Bemerkungen zu dem Beschluß der Berliner Kreissynode Sp. 1068 sind mir schmerzlich entrüstete Briefe zugegangen. Erfreulich, daß sie mir in meinem Widerspruch gegen das Verhalten der Synode nur beistimmen können. Daß dieser Eifer für die Freiheit der Beamten ein versteckter Beitrag zur Agitation für das Volksbegehren war, liegt ja zu Tage. Aber meine Äußerung über die Freiheit der Beamten selbst! Da habe ich mich in der Tat unzureichend ausgedrückt. Die durch Artikel 130 der Reichsverfassung verbürgte politische Unabhängigkeit der Beamtenschaft ist mir teuer und wert. Wenn ich darauf hinwies, daß sie leider keineswegs überall bestehe, indem ungezählte demokratisch-republikanische Beamte unter reaktionären Vorgesetzten seufzen, so ist das ja einfach Tatsache. Und die sonderbarste von der Welt: man ist staatstreu im strengsten Sinne des Worts, und erleidet deswegen Zurücksetzung, Druck, Verfolgung. „Ungezählten" geht es so; nun ja: zählen kann ich sie nicht; sagen wir „vielen"; aber wenn ich überdenke, was nur so an mich herankommt, müssen es recht viele sein. Dabei ließ ich außer Acht, daß umgekehrt auch monarchistisch, reaktionär gesinnte Beamte durch linksstehende Kollegen und Obere bedrückt sein mögen. Der törichte Parteihaß unter uns treibt ja schmerzliche Früchte. Ich verwerfe da selbstverständlich jeglichen Terror, feinen und groben. Ich gehe ja auch nicht mit der preußischen Regierung, falls sie die einfache Unterschrift von Beamten unter das Volksbegehren verfolgen will. Ob freilich öffentliche Agitation dafür Beamten verstattet sein kann, mag das Reichsgericht entscheiden. Bitte auch meine obigen Äußerungen (Sp. 1095) so zu ergänzen. Ich dachte dort nur an die Rundfunkreden der Minister. — Auf die evangelische Kirche zurückzukommen: sie soll zum Volksentscheid fest bleiben in ihrer Neutralität. Es lohnt nicht, sich um dieser Sache willen zu verzanken und kirchliche Autorität aufs Spiel zu setzen. R

Kleine Mitteilungen

Auf den Ertrag unsrer Preisfrage: Was ist existentielles Denken? dürfen unsre Leser immerhin gespannt sein. Sie müssen sich aber noch bis zur nächsten Nummer gedulden.

Druckfehler. Nr. 18 Sp. 875 Z. 20 u. 21 v. u. muß es heißen: „sie selbst zu dirigieren oder sich von ihnen dirigieren zu lassen." Sp. 878 hinter Z. 24 v. u. ist die Zeile „Exempel geben", die sich dann wiederholt, zu streichen, dafür einzusetzen: Exempel aber lebet ohne Unterlaß. Denn das ist die (Liebe deins selbst usw.).

Nachtrag zu dem Artikel „Die Bruderschaft der Vagabunden" in Nr. 20 und 21: „Der Kunde" erscheint im Verlag Gregor Gog, Sonnenberg, Post Stuttgart-Degerloch, in zwangloser Folge. Einzelheft 30 Pfg., zuzüglich Versandgeld. 10 Hefte im Abonnement 3 M.

Subskription. Von Christoph Schrempf erscheinen „Gesammelte Werke" in 12 Bänden. Subskriptionspreis 150 M. Frist: 31. Dezember d. J. Fr. Frommanns Verlag Stuttgart. Ein empfehlender Artikel folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 44: Friede und Kampf beim Reformieren (Mayne). Ein unvergängliches Gotteswerk (Lühmann). Georg Wobbermin (Kesseler). An Martin Luther (Lipp). Altes und Neues (Colin Roß). Von gestern und heute (Das Apostolikum, Luther und Zwingli u. a.). Büchertisch.

Die ersten Urteile:

FRAUEN IM KRIEG

ROMAN VON META SCHEELE

In Ganzleinen gebunden fünf Mark

Als das Stichwort Remarque gefallen war, setzte die Flut der Kriegsliteratur ein. Selbst das Pferd hatte seine „Fronterinnerungen". Nachdem also dem Tier sein Kriegsbuch vergönnt war, darf wohl auch die Frau das ihrige haben. Sie hat ja ihren Anteil am Kriege reichlich auch gehabt. . . . Wie die Frau das Große, das Selbstverständliche vollbracht hat, schildert Meta Scheele eindrücklich in ihrem Buch. . . . Die, die nach uns kommen, denen das Erlebnis fehlt, die sollen lesen können, wie der Krieg alles und Alle verwandelt. Und diese Wandlung der Frau im Kriegsgeschehen hat Meta Scheele mit großem Können dargestellt. National-Zeitung, Basel

. . . So zieht auch in diesem Roman das Leben von vier Familien verschiedener Bildungsstufen und Gesellschaftsklassen, gekrönt in der hochgemuten Persönlichkeit Johannas, in dramatischen Bildern am geistigen Auge vorüber, und der Leser muß erschüttert durch alle Leiden und manche schuldhafte Verstrickung mit hindurchgehen, jedoch von der ersten bis zur letzten Seite des Buches, das den Ewig-Gestrigen den Kampf ansagt, zuinnerst angefaßt. Prüde Gemüter allerdings, denen die Wahrheitsfrage harter Wirklichkeit unbequem ist, werden diesem kühnen Buche tunlichst nicht begegnen. Hans Hermann Gaebe

Um vier Familien aus verschiedenen Gesellschaftsklassen handelt es sich, um Heldentod, Hunger, Sexualität — das Buch ist ehrlich bis in sein Letztes — und ist deshalb in seiner Darstellung von Vergangenem auf das Zukünftige gerichtet. Es wird in seiner Wahrhaftigkeit manchem ein Stein des Anstoßes sein, aber gerade deshalb, weil es ein Zeichen ist, dem widersprochen wird, ist ihm der Sieg bei allen echten ehrlichdeutschen Naturen aller Parteien gewiß. Erich Bockemühl

Der letzte Sinn dieses starken und klugen und in der Form schlechthin meisterhaft geschriebenen Buches ist nicht die in ihm gegebene Zeichnung der Art und Schicksale der Frauen im Krieg. Dieser Bericht, so gekonnt und plastisch er auch gegeben ist, ist nur Folie, nur Mittel zum Zweck. Letztes Wollen und tiefste Bedeutung dieses Buches ist das Aufzeigen und Sichtbarwerden einer neuen Einstellung zum Leben überhaupt, ist das Bekenntnis einer jungen, der Nachkriegsgeneration zum Leben. Ernst Vincent

Ich freue mich über dieses mutige und wahre Buch. Ausgezeichnet wird das Schicksal der Johanna Bungert in ihrer Not, ihr Durchdringen aller Widerstände in letzter Wahrhaftigkeit dargestellt. Hier steht eine Frau als Persönlichkeit vom Leben geformt vor uns, wie sie sein sollte. . . . Aber ebenso wichtig ist all das Andere, was aus den verschiedenen Lebenskreisen der anderen Frauen und ihrem Erleben des Krieges gesagt wird. Ohne viel Pathos, dafür um so eindringlicher durch die wirklich lebensnahen Einzelzüge. Es ist gut, daß die andere Seite des Krieges so ehrlich und ungeschminkt ihre Darstellung gefunden hat.
Ein Hamburger Jungbuchhändler

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Klassische Erbauungsschriften des Protestantismus: Es ist noch nicht lange her, daß man anfing, die mystischen Traktate des Mittelalters zu erwecken. Dann begann der große Zug zu den „Religiösen Stimmen" aller Völker und aller Zeiten und man konnte sich nicht wehren gegen das Wort Sperglers, der die Religiosität einer Zeit anzweifelt, die lieber in dem in Büsten gebundenen Konfutse lese, als mit dem Gesangbuch in die Kirche gehe. Warum wir freilich den Zusammenhang mit dem religiösen Schrifttum unserer Kirche und unserer deutschen Literatur verloren haben, hängt zum Teil damit zusammen, daß die wirkliche klassische Erbauungsliteratur des Protestantismus schwer zugänglich ist. Selbst die verbreiteten Lutherausgaben enthalten wenig von den erbaulichen Schriften Luthers, indem sie den sogenannten reformatorischen und polemischen Schriften oder den sozialpolitischen Traktaten den Vorzug geben. Was aber an Erbauungsschriften da ist, tritt meist in einem wenig angemessenen Gewande dem Leser entgegen. Hier will eine neue Sammlung Abhilfe schaffen. Sie will zunächst und vor allem Luther das Wort geben, neben ihm aber auch den anderen großen Schriftstellern der Deutschen, die Führer des Glaubens und zum Glauben waren und sein können.

Die Sammlung beginnt mit drei Bändchen, welche Schriften von Luther vermitteln. Die erste Schrift gilt der Auslegung des Magnificat, die vor und nach dem Wormser Reichstag von Luther geschrieben wurde und von seinen Bibelauslegungen das schönste Stück darstellt. Hier wird nicht nur das protestantische Marienbild gezeichnet, sondern in Form der Auslegung des Lobgesangs der Maria die ganze trostreiche Predigt von der Gnade vorgetragen und zwar in einer Sprache, von der die im Jahre 1817 erschienene Lutherausgabe Friedrich Roths sagt: „Sie vereinigt Eigenschaften, die man sonst unvereinbar findet. Sie ist einfach und kunstreich, mannhaft und zart, kühn und züchtig, erhaben und faßlich."

Neben das Magnificat tritt die Auslegung des Vaterunser. Diese Schrift zuerst 1519 herausgegeben, hat rein historisch das große Verdienst, daß sie die Gedanken Luthers in der Welt der Humanisten und der deutschen bürgerlichen Bildung mit am meisten verkündet hat. Sie war die Vorläuferin der großen 1520 einsetzenden evangelischen Bewegung; man glaubt dies auch heute noch, wenn man sie in ihrer Ursprünglichkeit auf sich wirken läßt.

Als dritte Schrift tritt neben diese beiden in sich geschlossenen Einzelschriften eine Sammlung von Sermonen, die Luther über das heilige Abendmahl geschrieben hat. Es gehört mit zum Verhängnis unserer kirchengeschichtlichen Entwicklung, daß man bei den Worten: Luther und Abendmahl nur an den Streit über die Abendmahlslehre denkt. Daß Luther auch und vor allem das Abendmahl verstehen gelehrt hat als das große Bruderschaftsmahl, in dem die vergebende Gnade Gottes auch als versöhnende Macht unter den Menschen wirksam wird, haben wir vergessen, und darum soll dies Büchlein als richtiges Kommunionbüchlein zum Verständnis des Abendmahls beitragen.

Die Schriften Luthers sind in der altneuhochdeutschen Sprache geschrieben, die zwar besondere Kraft in sich birgt, die aber heute nicht mehr ohne weiteres verständlich ist. Darum sind die ausgegebenen Schriften von Walter von Loewenich und Otto Dietz, die beide schon Proben ihrer Beschäftigung mit Luther vorgelegt haben, durchgesehen und mit der größten Ehrfurcht gegen den ursprünglichen Luthertext in die Sprache der Gegenwart übertragen. Kurze Anmerkungen, mit Absicht nur spärlich beigefügt, erläutern dort, wo Erläuterung not tut.

Martin Luther:

Das Magnificat 1.80 Mk.
Das Vaterunser 1.80 Mk.
Sermone vom heiligen Abendmahl 1.50 Mk.

Chr. Kaiser Verlag München

Nachdrücklich sei erinnert an das im Vorjahr erschienene treffliche Buch:

Der soziale Pfarrer

Aus Georg Liebsters Lebensarbeit.

In Verbindung mit Pfarrer Urban Hager und Pfarrer Hans Vogel herausgegeben von D. Johannes Herz. (Evangelium und soziale Frage, Schriftenreihe des Evangelisch-Sozialen Kongresses, Band I.) Mit einem Bildnis. 168 S. 1928. 8°. Kart. 5 Mark.

„Ein kostbares Vermächtnis für seine Freunde, eine ernste Erinnerung, das soziale Problem stets aufs neue durchzudenken, das Zeugnis eines Theologen, der mit einer großen Weite **ein klares Luthertum** verband und so auch seinen Dienst an der jüngsten theologischen Arbeit getan hat. **Vor allem aber** — das ist das Wohltuendste an allem, was Liebster schreibt —, dieser Mann ist ganz frei von Ressentiment, **innerlich klar und fest und doch offen** für alles, was an ihn herantritt. Wir werden von ihm sachlich und innerlich noch vieles dankbar zu lernen haben." (Sächs. Kirchenb. '28, 21) — „Hier liegt, an ein persönenhaftes Schicksal und Handeln geknüpft, **das Problem unserer Zeit** auseinandergefaltet zutage. **Innerlichkeit und Wirklichkeitssinn** sind in wundervoller Weise verbunden. Ein Pfarrersbuch, das wie kein anderes mahnt und spannt. Aber auch für Laien eine wertvolle Gabe." (Südd. Bl. f. Kirche u. freies Christentum 1928, 12) — „Da aus allem, was wir von Liebster lesen, immer wieder das **eine** Anliegen herauszuspüren ist, Volk und Evangelium zusammenzubringen, so kann uns Liebster, so kann diese hübsche, handliche und übersichtlich zusammengestellte Auswahl seiner Schriften **ein Wegweiser** sein in den kirchlich-sozialen Fragen der Gegenwart. **Das Buch ist eine der Stimmen, die gehört werden müssen.**" (Christentum und Wirklichkeit Oktober 1929) — „Das Studium dieses Buches muß **anfeuernd wirken!**" (Die Kirche 1928, 32)

bona 1735 fide!

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Freude am Bild
Freude am Wort

Westermanns Monatshefte

Jedes Heft nur zwei Mark

Illustrierte Zeitschrift der Gebildeten

Westermanns Monatshefte sind in ihrem Inhalt, ihrer Vielseitigkeit und Farbenfreudigkeit die schönste und mit dem Heftpreis von 2 Mark die billigste Zeitschrift dieser Art.

Probeheft kostenlos

Wir senden Ihnen ein Heft dieser schönen Zeitschrift kostenlos, gegen Einsendung dieser Anzeige und 30 Pf. in Marken für Porto. Als Sonderbeilage „Westermanns Monatshefte-Atlas-Karten" ohne Erhöhung des Bezugspreises.

Verlag von „Westermanns Monatsheften", Braunschweig

Zu verkaufen: **Christliche Welt**, Jahrgang 1—16 hübsch gebunden, 17—28 ungebunden. **Chronik der Christl. Welt**, Jahrg. 1892—1914 ungeb. **Marburg a. L.**, Roserstr. 31.

CW. 1887—1914, Chronik 1891—1914, Hefte 1—50, alles gebd. — RE³ f. prot. Theol. 1—24, Halbfrzbde. wie neu. Angebote an den Verlag. Zusendung zu Lasten des Empfängers.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Geschenk-Bücher
aus dem
Leopold Klotz Verlag
Gotha

zeigt der
beiliegende Prospekt

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: **Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz; Friedrich Frommanns Verlag, Stuttgart; Chr. Kaiser Verlag, München; Leopold Klotz Verlag, Gotha.** Um Beachtung wird gebeten